Theol. Verein HALLE a/S.

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Sechster Jahrgang

Nr. 31 Leipzig, den 28. Juli **1892**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1359 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Der Platz, den einst der Jünger hatte. Gedicht von A. H. Francke — Jenseits von Gut und Böse — Neuere Verteidiger des Christentums: 6. Julius Kaftan, die Wahrheit der christlichen Religion. Zweite Hälfte — Die Sonntagsfrage: 5. Praktische Folgerungen — Ein deutscher Francesco Spiera: 5—7 — Aus Luthers Trostbriefen: 4. An Schwermütige — Der Glaube — Verschiedenes: Zur größern Ehre Gottes; Ein unterdrücktes Referat; Verborgne Tiefen; Das Pfarrhaus in Glen Clunie; Die Bremer Schulbibel — Anzeigen

Der Platz, den einst der Jünger hatte

An Deinem Herzen gönne mir
Den Platz, den einst der Jünger hatte:
Es zieht mein ganzes Herz zu Dir,
Das sehnsuchtskranke, sterbensmatte —
Zu Dir, bei dem es nach den Stunden,
Wo es nach Liebe irrend ging,
Wo es im Garn der Welt noch hing,
Die Liebe endlich hat gefunden.

Nun labt aus vollem, frischem Quell
Die Seele sich, die durstverzehrte:
Nun fühl ich mich genesen schnell,
Wie lang auch meine Krankheit währte;
Nun klingts in mir wie neue Lieder —
Und zittert noch vom Weh der Mund:
Ich weiß, Du machst mich ganz gesund!
So kann ich endlich singen wieder.

Und quält mich ja der alte Schmerz,
Und bluten neu vernarbte Wunden:
So zieh mich fester an Dein Herz,
Bis daß ich völlig Ruh gefunden!
Ja dieses Herz, das todesmatte,
Ich trag es, bester Freund, zu Dir:
An Deinem Herzen gönne mir
Den Platz, den einst der Jünger hatte.

August Hermann Francke † 1891

Jenseits von Gut und Böse

So lautet bekanntlich ein neuestes Schlagwort, ein oft gebrauchtes, wenngleich nicht stets verstandnes. Und der Urheber des verwegnen Wahlspruchs ist, wie man weiß, im Begriff, ein Führer zu werden, der anerkannte Leiter einer kleinen, treuergebnen Schar. Das heißt: ein Feldherr war er ja schon lange oder hielt sich dafür; nur fehlte ihm das Heer. Jetzt erst, da der Bedauernswerte tot ist oder so gut wie gestorben, sammelt es sich um ihn, Mann für Mann; und auch die Herolde, die den Mächtigen der Erde voraufzugehen pflegen, sind nicht ausgeblieben.

Eine auffallende, doch bezeichnende Wendung! Noch vor wenigen Jahren konnte, wer gelegentlich Einblick gewann in Friedrich Nietzsches Schriften, sich sagen, daß er einen Einsiedler kennen gelernt habe, einen jener vom großen Strom verschlagnen, die, abseits sitzend, Sammlerarbeit thun und oft Berge von Paradoxien aufhäufen, ohne darum eine Erbschaft zu hinterlassen oder wenigstens jemand, der bereit wäre, diese anzutreten. Heute wird der Name des mehr als eigenartigen Denkers fast täglich da oder dort erwähnt, zuweilen mit Scheu oder Ingrimm, häufiger unter Zeichen der Ehrfurcht, der Begeisterung und der Verzückung. Jugendliche Köpfe sehen in ihm den Kopernikus der sittlichen Welt; und eine dem Unglücklichen gewidmete Biographie schließt mit den Worten: „Sein Streben bezeichnet die größte Revolution, die die Geschichte der Moral seit dem Kampf des Christentums mit der Antike aufzuweisen hat."

Es lohnt sich, eine Weile stillzustehn und der aufsteigenden Lehre zu lauschen. Nicht als ob es auf eine ausführliche Darlegung der gesamten Werke oder eingehende Kritik hier abgesehen wäre: das sei für später vorbehalten! Diesmal nur eine bündige Charakteristik, ein Fingerzeig auf die Gedanken, darin die jüngste Philosophie gipfelt. Sprechen doch diese für sich allein mit gewaltiger und, ach, so trauriger Beredsamkeit.

Der Sohn eines deutschen Pfarrers, der Sproß einer alten Theologenfamilie, hatte sich Nietzsche dem Studium der Philologie ergeben. Er wurde der Schüler Ritschls in Leipzig und der Stolz Ritschls, und noch ehe er zum Doktor promovirt war, erhielt er einen Ruf als Professor nach der Universität Basel. Hier wirkte er etwa acht Jahre, bis er, durch Gesundheitsrücksichten gezwungen, seinen Abschied nahm und nun im Genuß eines Ruhegehaltes lediglich der Muße und wissenschaftlicher Beschäftigung lebte. Damit begann für ihn eine abenteuerliche und gewagte Existenz. Unstät und flüchtig, niemals längere Zeit Gast unter einem Dach, stets bereit, den Wanderstab weiter zu setzen, ein Mann „der kurzen Gewohnheiten," wie er sich nennt, weilte er bald in den Höhen der Schweizer Alpen, bald am Gestade des Mittelmeers, um, vor den schneebedeckten Bergriesen im Grase liegend oder am Strande der See dahinschlendernd, zu träumen, zu sinnen und zu denken und je nach Laune und Stimmung einzelne Sätze und Perioden in sein Notizheft zu werfen, die später, zu Büchern zusammengefaßt, in die Welt gingen und erst übersehen, dann — verschlungen wurden. So erwuchs ihm allmählich etwas wie ein junger Ruhm; aber als ihn eben dieser grüßen wollte, breitete ihm der Wahnsinn die dunkle Hülle um das Angesicht.

Die Gründe des langersehnten, letzterdings doch eingetretnen und jetzt noch wachsenden Erfolges sind mannigfach. Keine geringe Bedeutung hat ohne Zweifel die Form der aphoristischen Schriften. Die Sprache ist geradezu von berückender Schönheit. Den französischen Mustern, daran sie gebildet ist, verdankt sie ihre krystallene Klarheit, dem entwickelten musikalischen Sinn, der sie gestaltet hat, ihren melodischen Fall; und in beiden, in ihrer Durchsichtigkeit und ihren Rhythmen, erinnert sie an das Meer, das Nietzsche zu schildern nicht müde wird, ob es ihm nun mit seiner Wandelbarkeit und Furchtbarkeit eine unerschöpfliche Quelle immer neuer Bilder und Vergleiche oder mit seinen smaragdnen Abgründen und der „bunten, zarten, schaudernden Haut" bloß ein Gegenstand ästhetischen Wohlgefallens ist. Man fühlt es bald: der schreibt, ist kein gewöhnlicher Gelehrter und auch kein eigentlicher Philosoph; es ist ein mit der furchtbar gefährlichen Gabe überwiegender Phantasie Beschenkter, ein Künstler, ein Poet. Kaum ein Wort in seinen Werken, das abgegriffen, das nicht überraschend wäre und wie frisch

geprägtes Metall erschiene. In wie feiner Wendung wird beispielshalber einmal das höchste Glück gepriesen, „ein Glück, das bisher der Mensch noch nicht kannte, eines Gottes Glück voller Macht und Liebe, voller Thränen und voll Lachens, ein Glück, das, wie die Sonne am Abend, fortwährend aus seinem unerschöpflichen Reichtum wegschenkt und ins Meer schüttet und, wie sie, sich erst dann am reichsten fühlt, wenn auch der ärmste Fischer noch mit goldnem Ruder rudert.“ Manchmal wird die Prosa geradezu durchbrochen von erschütternden Versen, in denen der im besten Mannesalter stehende, aber Vereinsamte seinen Gefühlen, etwa der Sehnsucht nach verständnisvollen Genossen, Ausdruck verleiht:

O Lebens Mittag! Feierliche Zeit!
O Sommergarten!
Unruhig Glück im Stehn und Spähn und Warten: —
Der Freunde harr ich, Tag und Nacht bereit,
Wo bleibt ihr Freunde? Kommt! 's ist Zeit! 's ist Zeit!

Wars nicht für euch, daß sich des Gletschers Grau
Heut schmückt mit Rosen?
Euch sucht der Bach, sehnsüchtig drängen, stoßen
Sich Wind und Wolken höher heut ins Blau,
Nach euch zu spähn aus fernster Vogelschau.

Im Höchsten ward für euch mein Tisch gedeckt: —
Wer wohnt den Sternen
So nahe? wer des Abgrunds grausten Fernen?

Und nun schildert der Dichter, wie er, allein in seinem Gletscherasyl, der alten Freunde wartet. Sie kommen endlich, doch nach der Wandlung, die er innerlich durchgemacht, verstehen und erkennen sie den ehemals Vertrauten nicht mehr. Er muß nach neuen, andern ausblicken, und da diese nicht erscheinen wollen, bleibt ihm nichts übrig, als — Verzeihung, wenn hier ein nüchterner Kommentar vorgreift — sich zu verdoppeln und sein eigner Gefährte zu werden. Denn niemand als er selbst ist mit Zarathustra gemeint, dem Helden, unter dessen Namen er in seinen letzten Schriften sich redend eingeführt hat.

Dies Lied ist aus, — der Sehnsucht süßer Schrei
Erstarb im Munde:
Ein Zaubrer thats, der Freund zur rechten Stunde,
Der Mittagsfreund — nein! fragt nicht, wer er sei, —
Um Mittag wars, da wurde Eins zu Zwei ....

Nun feiern wir, vereinten Siegs gewiß,
Das Fest der Feste:
Freund Zarathustra kam, der Gast der Gäste!
Nun lacht die Welt, der grause Vorhang riß,
Die Hochzeit kam für Licht und Finsternis ....

Wer hörte nicht aus diesen Zeilen die Stimme eines künstlerisch reich beanlagten Geistes heraus, freilich auch den Schmerzensschrei einer in qualvoller Erregung zitternden, erkrankten Seele, über der bereits die finstern Mächte drohend walten?

Indessen das schmuckbehängte, schimmernde Gewand, in das sich die Gedanken des Autors kleiden, ist nicht die einzige Empfehlung, die ihnen trotz ihres ungeberdigen Wesens an manchem Orte Eingang verschafft hat. Eine andre bedenklichere kommt hinzu. Während nämlich Nietzsche ursprünglich in den Bahnen Schopenhauers und Wagners gewandelt ist und sich begnügte, ihr liebevoller Dolmetsch zu sein, hat er plötzlich mit seiner ganzen Vergangenheit gebrochen, verbrannt, was er bisher verehrte, und sich selbst als Propheten aufgestellt und — mit Dichters Zungen gepriesen. In der Kunst, die eigne Größe zur Geltung zu bringen, hat er sogar den „Frankfurter Weisen“ um so vieles hinter sich gelassen, als der gute Schüler den Meister zu übertreffen pflegt. Er giebt sich nicht etwa für einen bloßen Reformator — der bleibt doch immer ein armseliger Flicker —, nein für den Revolutionär der Revolutionäre, den „Umwerter aller Werte,“ den dritten Adam, den Erstling eines werdenden Geschlechts. Mit den sorgfältigst ausgelesenen Mitteln des gewandten Mystagogen, mit beißender Satire auf das Bestehende und Jubelhymnen auf das Kommende, mit cynischen Offenheiten und zarten Andeutungen von Unsagbarem und Unnennbarem sucht er zu werben, pflegt und nährt er die Erwartung, daß Unerhörtes bevorstehe, daß sich nun alles, alles

wenden werde. Und eben die so geschickt zur Schau getragne Maske des Welterneuerers, die mit offnen Händen ausgestreuten Verheißungen sind es, die ihm in einer Zeit, wo die Ideale sich verflüchtigen und die Leitsterne am Himmel sich verdunkelt haben, manche Gemüter zuführen, die unzufriednen natürlich, die mit Gott und den Menschen zerfallnen, aber auch edlere, jugendliche Seelen, und endlich eine dritte Art, die „Schwärmer im einunddreißigsten Jahre,“ die Goethe totgeschlagen wissen wollte, jene in ungestillter Sehnsucht nach einem Unbestimmten stets Harrenden und Hoffenden, die des Glaubens nicht müde werden, daß plötzlich einmal, heute oder morgen, aus der Nacht der Zukunft das Ungeheure, das noch nicht Dagewesene, die Erfüllung hervorbrechen müsse. Werden dann gleich die den begierig Lauschenden als der Weisheit letztes Wort verkündigten Ideen von Einzelnen nur halb verstanden, was verschlägts? Das nicht völlig Begriffne hat vor dem deutlich Eingesehnen den Vorzug des Halbdunkels vor dem Licht voraus: es übt einen neuen, eignen Reiz: es läßt die sensationsbedürftige Seele erschauern! Ohne Frage hat es dem Erfolg Nietzsches keinen Abbruch gethan, daß er in seinen spätern Erzeugnissen gelegentlich auf die sonst beliebte Klarheit verzichtet und in den Ton des Groß-Kophta verfällt.

Entkleidet man nun aber die Lehren des „Meisters“ aller nebensächlichen Zieraten, zerstreut man den Dunst mystischer Formeln, der sich schließlich darum gelagert hat, verscheucht man auch die Sätze, die nur Trompetenbläser sind zu Ehren des Systems, und läßt dieses ohne Geleite und gleichsam nackt erscheinen, so erschrickt man über die häßliche Blöße, über die Gedankenarmut, die in der Gegenwart es wagen darf, sich für des Reichtums Fülle auszugeben. Es ist keine ungerechte oder böswillige Uebertreibung, es ist buchstäbliche Wahrheit, daß die ganze Leistung einer jüngsten „Philosophie“ darauf hinausläuft, die herrschenden sittlichen Urteile einfach — umzukehren. Unter der selbstverständlichen Voraussetzung, daß „Gott tot ist,“ wird erklärt: gut ist nicht, was uns gemeinhin dafür gilt; gut ist nicht die Sanftmut, Duldsamkeit und Demut, nicht die Aufrichtigkeit und Redlichkeit, nicht die Arbeitsamkeit weder der Hände noch des Geistes, nicht das Mitleid und die Liebe, nicht die Entsagung, Selbstverleugnung und Opferfähigkeit im Dienst der andern: das sind Tugenden der Herden — und Sklavenmoral; gut ist vielmehr, was sonst als böse bezeichnet wird: der Stolz, die List, die tierische Wildheit, die Herzenshärtigkeit und Grausamkeit, die Rücksichtslosigkeit und Selbstsucht, der Trieb zur Herrschaft und zur Macht: so will es die rechte, die Herrenmoral. Und das ist alles. Ganz von selbst und unabweisbar drängen sich da wohl jedem die bittern Worte auf, mit denen der Alte von Weimar sie brandmarkt, die Originalgenies und Neuerer um jeden Preis:

Sie wollen nicht mit andern Erdentröpfen
Auf ihren Füßen gehn, sie gehn auf ihren Köpfen;
— — — — — — — — — — —
Doch brachten sies nicht allzuweit:
Ihr non plus ultra jederzeit
War Gott zu lästern und den Dreck zu preisen.

Begründet wird die trostlose Theorie mit dem Satz, daß die christliche Sittlichkeit, deren Verkündigung den „Sklavenaufstand in der Moral“ eröffnet, das Werk der Gedrückten, Elenden und Verkommnen sei, die ihre Mängel als Verdienst ausgegeben hätten. Das ist kein Beweis, sondern ein Zirkelschluß: wird doch als Mangel von vornherein bezeichnet, was erst als solcher dargethan werden sollte. Und von geringerm Belang noch ist es, wenn zur Rechtfertigung der aufgestellten Lehre auf die Ziele der „Herrenmoral“ hingewiesen wird: die Bethätigung der letztern — so heißt es, und man wittert die Einwirkung des Darwinismus — wird die Beseitigung und Vernichtung der Schwachen, Siechen, Kranken und Irren zur Folge haben; übrig bleiben würden nur die Gesunden, Tüchtigen, Lebensfähigen; aber auch unter diesen dauerte der Kampf dann noch fort, bis in fortwährendem Ringen ein höchster und Stärkster die Alleinherrschaft errungen hätte, ein wahres Prachtexemplar von Schönheit, Klugheit, Kraft und Macht, ein Ausbund der Vollkommenheiten, ein Cäsar der Cäsaren, der „Uebermensch.“ Damit ist gar nichts erhärtet. Denn nicht wahr?

Geschmack gegen Geschmack! und Ideal gegen Ideal! Bestenfalls bleibt es eine offne Frage, was als Endzweck der Weltentwicklung vorzuziehen sei: ein Reich der in Gottvertrauen und Liebe geeinigten Geister, oder ein in einem Meer von Thränen und Blut gebadetes, durch einen Berg von Trümmern erhöhtes, in eigner Athletenherrlichkeit sich sonnendes Ungeheuer.

Es liegt auf der Hand: wir haben es nicht mit einem auf wissenschaftliche Argumente gestützten philosophischen System zu thun, vielmehr mit etwas durchaus Subjektivem, wenn man es so nennen will, mit einer Religion, freilich keiner zukünftigen, sondern nur unchristlichen und vorchristlichen, der Religion der Bestialität: nicht zufällig ist es, daß Nietzsche den Menschen mit Vorliebe die „blonde Bestie" nennt! Traurig genug, wenn solche Weltanschauung überhaupt Anhänger finden kann. Indessen, daß sie verkündigt wird, hat doch wenigstens einen Vorzug: den der Ehrlichkeit. Bis jetzt pflegte der Materialismus sich wohlgefällig zu rühmen, wie vortrefflich er sich mit der christlichen Moral vertrage, ja er war geflissentlich bemüht, diese nach Auflösung jedes Gottesbegriffs in seiner Weise neu abzuleiten, etwa aus dem wohlverstandnen Interesse, und eben dadurch empfahl er sich noch und machte sich auch edlern Geistern annehmbar. Nun kommt ein Schreckenskind der Schule, zieht schonungslos die Folgen aus den Prämissen und stellt die Alternative so: entweder Atheismus, Selbstsucht und als letztes Ziel der „Uebermensch," oder christlicher Glaube, Nächstenliebe und als letztes Ziel, mit dem Neuen Testament zu reden, das Gottesreich. Das ist wenigstens klar; die Parteien sind deutlich gekennzeichnet; und mögen noch so viele sich auf die eine Seite schlagen, zu welcher sich schließlich der Sieg neigen wird, kann schon heute keinem Zweifel unterliegen. Die Weltgeschichte aber ist das Weltgericht. C W M

Neuere Verteidiger des Christentums

6. Julius Kaftan, die Wahrheit der christlichen Religion. Basel, Detloff, 1888, 9 Mark

Zweite Hälfte.

Das Dogma versuchte den Beweis für die Wahrheit des Christentums dadurch zu führen, daß es den Glauben zum Wissen erhob. Es hat sich ergeben, daß diese Methode den Beweis nicht zu erbringen vermag. Ein andrer Beweis ist daher zu suchen und jener zweite mögliche Weg zu betreten, auf den schon im Anfange hingewiesen wurde. Und zwar ist zunächst der Nachweis zu führen, daß nicht das theoretische Erkennen, sondern nur ein praktischer Glaube die letzten Fragen nach Ursache und Zweck der Welt beantworten kann.

Es sind bereits die beiden Methoden der Welterklärung erwähnt, die im Dogma mit dem christlichen Glauben verknüpft sind. Die eine will das höchste Wissen, d. h. die Erkenntnis der ersten Ursache und des letzten Zwecks der Welt dadurch erreichen, daß sie das erfahrungsmäßige Wissen von der Welt erweitert. Es ist die Frage, ob das möglich ist, d. h. was können wir wissen? Nur einiges Wenige kann ich aus den ausführlichen und scharfsinnigen Erörterungen über das Wissen in Rücksicht auf den mir zugemeßnen Raum hervorheben. Das gewöhnliche Wissen, d. h. die Erkenntnis des thatsächlich Gegebnen, die auf eigner oder fremder Erfahrung beruht, hat es nicht auf genaue und vollständige Erkenntnis alles Einzelnen abgesehn, sondern von den Dingen wollen wir wissen, weil wir uns ihnen in unserm Handeln anbequemen müssen und sie unsern Zwecken dienstbar machen wollen. Unter diesem praktischen Gesichtspunkte entsteht und entwickelt sich das gewöhnliche Wissen. Es ist daher unvermeidlich mit einem Moment der Willkür behaftet; nur das für unsre praktischen Zwecke in Betracht Kommende faßt es ins Auge. Es büßt an Genauigkeit und Vollständigkeit auch dadurch ein, daß es durch allgemeine Begriffe und Urteile verallgemeinert wird. Das sind willkürliche, aber doch notwendige Schöpfungen unsers Geistes. Denn wenn wir nur von einzelnen Dingen oder Vorgängen ein genaues Wissen hätten und von jedem Einzelnen, mit dem wir weiter in Berührung kämen, ein neues Wissen erwerben müßten, so würde unser Wissen sehr gering bleiben und unsre Kultur gar nicht vorhanden sein. Dazu kommt noch eine unwillkürliche Täuschung. Wir tragen uns selbst in die Dinge hinein. Wir reden von einheitlichen Dingen, weil wir uns selbst als einheitliche Wesen wissen, von wirkenden Dingen, weil wir selbst imstande sind, durch unser Thun in den Lauf der Dinge hineinzuwirken und Veränderungen darin hervorzurufen. Das Weltbild des gewöhnlichen Wissens ist daher zu einem guten Teil ein Erzeugnis unsers Geistes, wie es durch die praktische Weltstellung des Menschen bedingt ist. Im wesentlichen hat es mit der positiven Wissenschaft dieselbe Bewandtnis. Nur die, die das geistig-geschichtliche Leben der Menschheit erforscht, ist einigermaßen günstiger gestellt, denn hier haben wir es mit unserm eignen Leben zu thun.

Bildet nun für das Wissen und die Wissenschaft die Erfahrung die Voraussetzung, sind wir mit unserm eigentlichen Wissen ganz und gar auf das Gebiet der gegebnen Welt beschränkt, so kann hier die Frage nach der ersten Ursache und dem letzten Zweck der Welt ihre Antwort nicht finden. Wenn auch nach einer weitverbreiteten Anschauung die Wissenschaft die Aufgabe haben soll, die Welt zu erklären, und zwar im absoluten Sinn zu erklären, welche Aufgabe sie durch die Zurückführung alles Wirklichen auf die in ihm waltenden Gesetze zu lösen habe, so führt doch diese Welterklärung über das thatsächlich Gegebne in keiner Weise hinaus. Sie mag die Regelmäßigkeit der einzelnen Vorgänge bis ins Kleinste nachweisen, sie auf Gesetze zurückführen, erklärt im eigentlichen Sinne wird damit doch nicht der kleinste Vorgang. Hier kann daher das höchste Wissen gar nicht gesucht werden. Denn hier handelt es sich stets nur um die Erforschung der wirklichen in Raum und Zeit gegebnen Welt. Auch wenn die Wissenschaft zur denkbar höchsten Vollkommenheit entwickelt würde, so würde sie doch auf ihr Gebiet beschränkt bleiben und nie zu einem höchsten Wissen führen können. Ist daher ein solches oder eine Weltanschauung überhaupt möglich, so kann es nur auf dem Wege der zweiten Methode, der spekulativen, erreicht werden.

7

Diese Methode sucht Ursprung und Zweck der Welt aus einer als gegeben und giltig vorausgesetzten Idee zu erklären, die irgendwie dem menschlichen Geist gewiß geworden ist, sodaß sie ihn nötigt, das ihr entsprechende Verständnis der Welt für die höchste Wahrheit zu halten. Ihr gemäß wird dann Aufgabe und Ziel des Menschen verstanden. Sie könnte hervorgehn entweder aus dem theoretischen Weltverständnis oder aus dem praktischen Geistesleben des Menschen. Im ersten Fall würde die spekulative Welterklärung sich lediglich an den Intellekt wenden; sie würde den Menschen als einen Teil der Welt und die Gesetze, die sein Leben beherrschen, etwa als die höchste Form der Weltgesetze auffassen. Die spekulative Welterklärung praktischer Art würde die in der leitenden Idee enthaltne Auffassung der Weltstellung des Menschen, seiner Aufgabe und Bestimmung als den entscheidenden Ausgangspunkt hinstellen. Im ersten Fall würde der Mensch von der Welt aus, im zweiten Fall die Welt vom Menschen aus gedeutet und verstanden.

Nun hat ohne Frage im geistigen Leben des Menschen der Wille den Vorrang. Der Intellekt ist ihm untergeordnet. Aus dem Willen nach Leben und Wohlsein geht das objektive Erkennen hervor. So ist es auch das praktische Interesse an seinem eignen Leben und Geschick, das den Menschen antreibt, nach einem höchsten Wissen zu streben. Auf die höchsten Fragen sucht er eine Antwort, weil er sie bedarf, um sein Leben ihr entsprechend einzurichten. Handelte es sich lediglich um die Befriedigung des Erkenntnistriebes, so könnte das Bedürfnis nach einem höchsten Wissen unmöglich ein so weit verbreitetes sein. Denn die Voraussetzung der spekulativen Philosophie, es sei ein allgemein menschliches Bedürfnis, die wahre Wirklichkeit hinter der Erfahrungswelt zu erkennen, ist durchaus nicht zutreffend. Nein! das Bedürfnis nach einem höchsten Wissen ist ein praktisch bedingtes, und man wird ihm nicht gerecht, wenn man dieses Wissen mit rein theoretischen Mitteln suchen will. Die Idee, die der theoretischen Spekulation zu Grunde liegt, ist keine andre als der Glaube an die schöpferische Kraft der logischen Denkformen. Die formalen Kategorien des Verstandes

gebraucht sie über die Erfahrung hinaus. Auf diese Weise sucht sie das höchste Wissen zu gewinnen. Was notwendig gedacht werden muß, das muß auch wirklich sein. Die so gefundne Wahrheit hat der menschliche Geist schöpferisch erzeugt, aber es giebt keine Erfahrung, an der sie kontrollirt werden könnte. Das ist ein unrichtiger Gebrauch der formalen Verstandesmittel. Das höchste Wissen wird auf dem Wege des theoretischen Erkennens und des Wissens gesucht, ein Weg, der, wie gesagt, niemals zu diesem Ziele führen kann. Ist an unserm Wissen die praktische Seite des Geisteslebens wesentlich beteiligt, dient es der geistigen Weltbeherrschung, die die Bedingung des persönlichen Lebens ist, so entspricht es vielmehr seinem Charakter, sich in einem höchsten Wissen zu vollenden, das auf dem Wege einer praktisch und nicht theoretisch bedingten Spekulation gewonnen wird.

Das empirische Erkennen und das durch eine oberste praktische Idee bestimmte Erkennen läßt sich unter Anlehnung an einen bekannten Sprachgebrauch als Verstand und Vernunft bezeichnen: der Verstand das Organ, das thatsächlich Gegebne zu erkennen, mit Ausschluß jeder Einwirkung des subjektiven Willens; die Vernunft das Vermögen des spekulativen Erkennens, das von einer praktischen Idee bestimmt wird, deren Anerkennung ohne persönliche Ueberzeugung, ohne Beteiligung der innern Freiheit gar nicht möglich ist. Man bemerkt, daß das Verhältnis dieser beiden Arten des Erkennens zu ihren Gegenständen ein verschiednes ist. In den Urteilen des Verstandes ordnen wir uns den Gegenständen des Erkennens über; wir sind uns bewußt, daß aus dem Erkennen eine geistige Herrschaft über die Dinge hervorgeht. Dagegen fühlen wir uns der praktischen Idee, die die Urteile der Vernunft bestimmt, untergeordnet. Denn in ihr kommt das letzte Ziel und die höchste Aufgabe des Menschen zum Ausdruck: ihr ist der Mensch, der sie anerkennt, zum Gehorsam verpflichtet. Es wird hier nochmals deutlich, daß ein höchstes Wissen nicht mit den Mitteln des Verstandes zu erlangen ist. Denn dazu wäre erforderlich, daß der Mensch zur ganzen Welt in einem Verhältnis der Ueberordnung stünde: er müßte dann nicht Mensch, sondern Gott sein.

Doch würde nicht damit das Wissen jede innere Einheit verlieren? Die Einheit liegt darin, daß das Wissen in allen seinen Teilen dem praktischen Geistesleben dient. Das Wissen des Verstandes von der Welt und das höchste Wissen nehmen einen verschiednen Platz in unserm praktisch bedingten Geistesleben ein: jenes dient der geistigen Weltherrschaft, dieses zeigt uns unsre höchste Bestimmung. Die innere Verbindung aber zwischen beiden wird hergestellt durch das Wissen vom geistig-geschichtlichen Leben der Menschheit. Das Verständnis des geschichtlichen Lebens ist nun gar nicht möglich ohne die eigne innere Erfahrung; es enthält stets ein subjektives Moment. Wenn nun die gesamte Erkenntnis dieses Lebens in eine wissenschaftliche Erkenntnis der höchsten menschlichen Interessen, der Religion und Sittlichkeit, ausmündet, so liegt darin offenbar eine Annäherung an die Vernunfterkenntnis. Denn dazu ist eine Entscheidung über die wahren sittlichen und religiösen Ideen erforderlich, also eine persönliche Ueberzeugung. Und so ist eine einheitliche Auffassung und Ordnung unsers Wissens möglich. Die Naturwissenschaften bilden die breite Grundlage. Auf ihr erheben sich die Wissenschaften, die das geistig-sittliche Leben des Menschen erforschen. Diese laufen auf Erkenntnis des religiös-sittlichen Lebens hinaus, das den Kern aller geschichtlichen Entwicklung bildet — eine Aufgabe, die auf naturwissenschaftlicher Grundlage nicht zu lösen ist, sondern die Entscheidung für die Wahrheit bestimmter Ideen fordert. In diesen Ideen erkennen wir Sinn und Vernunft unsers geschichtlichen Daseins. Sie sind das Prinzip des höchsten Wissens, der spekulativen Vernunfterkenntnis, die das gesamte Wissensgebäude krönt. Die Einheit des Wissens ist also gewahrt durch die innere Einheit unsrer praktischen Weltstellung: wir sollen die Natur beherrschen, uns in der Geschichte entwickeln und in Gott das höchste Ziel unsers durch Natur und Geschichte bestimmten Daseins ergreifen.

8

Es fragt sich noch, welcher Art die praktische Idee sein muß, die als Prinzip des höchsten Wissens gelten kann. Für

ihre Bildung und Aneignung sind nicht rein theoretische, sondern vielmehr Werturteile maßgebend. Nun kommen von den verschiednen Formen der Wertbeurteilung die ästhetischen Ideen, als gegen Ursache und Zweck der Welt gleichgiltig, nicht in Betracht. Die sittlichen Ideale lassen sich nicht absolut isoliren. Auch Kant hat bei dem Beweis seiner Sätze über Freiheit, Gott, Unsterblichkeit den moralischen Gesichtspunkt durch den der Glückseligkeit ergänzen müssen, sodaß schließlich jene Sätze aus der Idee des höchsten Gutes abgeleitet werden. Die sittlichen Ideale entstehen nicht für sich, sondern entwickeln sich in der Geschichte an und mit den Gütern, die um dieses Zusammenhangs willen sittliche Güter heißen. Daher ist denn für das Verständnis des sittlichen Lebens die Idee von einem höchsten Gut geradezu unentbehrlich. Und diese Idee ist die gesuchte. Denn sie ist ihrer ganzen Art nach geeignet, als Prinzip des höchsten Wissens zu dienen. Wenn nämlich eine solche Idee als giltig nachgewiesen und die Ueberzeugung gewonnen ist, dieses höchste Gut müsse und werde sich verwirklichen, so folgt, daß es mit Ursache und Zweck der Welt eine entsprechende Bewandtnis haben muß. Denn bei einem höchsten Gut handelt es sich nicht bloß um eine subjektive Betrachtung der Welt oder um die Erfüllung einer Pflicht, sondern um einen Zustand der Wirklichkeit außer uns wie in uns, in dem das höchste Gut (Leben und Seligkeit) als Thatsache gegeben ist. Und daher muß seine Verwirklichung als ein wesentliches Moment in dem Zweck der Welt und die Welt als von ihrem Ursprung her auf diese Verwirklichung angelegt gedacht werden. Deshalb ist das höchste Wissen auf Grund einer Idee vom höchsten Gut zu ermitteln, die vorher selbst als giltig erwiesen worden ist. Und der Beweis für die Wahrheit des Christentums kann nur darin bestehen, die christliche Idee vom höchsten Gut, d. h. die Idee vom Reiche Gottes, als die vernünftige, als die allein und allgemein giltige zu erweisen. Darin liegt dann eingeschlossen der Beweis des durch diese Idee beherrschten christlichen Glaubens von Gott und seinem Verhältnis zur Welt und zum Menschen.

9

Dieses Unternehmen ist nun allerdings mit einer Schwierigkeit verbunden, mit der nämlich, daß eine Wahrheit als allgemeingiltig erwiesen werden soll, die nicht dem Intellekt durch zwingende Gründe vordemonstrirt, sondern nur auf Grund der persönlichen Ueberzeugung anerkannt werden kann. Das liegt in der Natur der Sache. Man muß es sich aber gegenwärtig halten, um nicht zu übersehen, daß der Beweis nur innerhalb gewisser Schranken geführt werden kann. Zunächst ist klar, daß es sich nicht um einen Beweis handelt, der jeden Einzelnen notwendig überführen müßte. Sodann ist das Urteil über das höchste Gut stets ein geschichtlich bedingtes. Denn alles, was den Menschen auszeichnet, ist geschichtlich geworden. Daher kann der Beweis für das höchste Gut nur an die sich wenden, die eine bestimmte Stufe der geschichtlichen Entwicklung erreicht haben. Und nur in dem Gebiete des geschichtlichen Lebens liegen die Anknüpfungspunkte für den zu führenden Beweis. Die Idee vom höchsten Gut, die den Abschluß für die verschiednen Strebungen im geschichtlichen Leben bietet, muß die vernünftige und allgemeingiltige sein, weil ein höheres Ziel der geschichtlichen Entwicklung nicht denkbar ist. Die Frage ist also, was als höchstes Gut aus der Geschichte der Menschheit sich erkennen läßt. Wer das Recht dieser Frage leugnet, würde die menschliche Geschichte für unvernünftig halten müssen. Wer aber geschichtlich gewordne Güter anerkennt, die denen des natürlichen Willens übergeordnet sind, handelt inkonsequent, wenn er das höchste, den Schlußpunkt der Geschichte bildende Gut nicht gelten lassen will.

Die menschliche Geschichte ist im großen und im kleinen nichts als das allen gemeinsame Streben nach vollkommner Befriedigung aller menschlichen Bedürfnisse. Wenn nun ein Gut das ist, was das Wohlsein fördert, so ist klar, wie bedeutsam der Gesichtspunkt des Gutes für die Betrachtung des geschichtlichen Lebens ist, und daß es ein höchstes Gut sein muß, das der Geschichte Einheit und Zusammenhang giebt.

10

Dieses höchste Gut, das der Menschenseele vollkommne und unbedingte Befriedigung gewähren soll, ist nun in der Welt nicht zu finden. Es muß also als ein überweltliches gesucht werden. Aus diesem Verlangen entsteht die Religion. Oder man verzweifelt an der Welt und ergiebt sich dem Pessimismus. Die pessimistische Weltbetrachtung thut eines unwiderleglich dar: es giebt in der Welt kein höchstes Gut. Aber sie selbst, obwohl sie als vernünftig sich giebt, proklamirt doch die Unvernunft als das Prinzip des Weltlaufs.

Die Idee vom höchsten Gut muß also im Sinne der Religion gefaßt werden, aber eine einseitig religiöse Fassung dieser Idee würde doch verfehlt sein. Richtig ist es, wenn hier das höchste Gut als ein überweltliches, aus der Gemeinschaft mit Gott erwachsendes gedacht wird. Aber die einseitige Durchführung dieses Gedankens ergiebt, daß dieses Ziel, die Einheit mit Gott, nur durch Abkehr von der Welt und die mystische Einkehr der Seele in sich selbst erreicht werden kann. Das Leben in der Welt muß für sündig, das geschichtliche Leben für unvernünftig erklärt werden. Nach dem vorher Gesagten muß das höchste Gut so gefaßt werden, daß es als das Ergebnis der geschichtlichen Entwicklung einleuchtend wird. Wenn nun, wie Kaftan ausführlich zeigt, die sittliche Entwicklung den Kern der Geschichte bildet, so muß das höchste Gut als ein sittliches gedacht werden.

Das sittliche Ideal bezieht sich nun überall auch unter den entwickeltsten Verhältnissen auf das soziale Leben und die innere Zucht des sinnlichen Lebens. Abzuweisen ist die Anschauung, die die Herrschaft des Geistes über die Natur für das Wesentliche der sittlichen Aufgabe hält, sodaß ihr Schwerpunkt in die Kultur fällt und deren Fortschritte als sittliche Fortschritte gelten. Denn die Kultur ist an und für sich ein Erzeugnis des natürlichen Willens und nicht der sittlichen Arbeit. Was in ihr an sittlichen Werten zu sein scheint, ist, genau betrachtet, etwas, was mit dem sozialen Leben und der Zucht des sinnlichen Lebens zusammenhängt. Der Fortschritt der Kultur ist zwar wesentlich für die sittliche Entwicklung, aber er bedroht sie auch mit erheblichen Gefahren. Nur in der sittlichen Gesundheit eines Volkes liegt die Bürgschaft für seine geschichtliche Existenz und Kraft, während eine hohe Entwicklung der Kultur nicht selten den Anfang des Verfalls bedeutet.

Ist das höchste Gut als ein Erzeugnis der Geschichte zu denken, so heißt das also, daß es als ein sittliches gedacht werden muß. Andrerseits muß es im Sinne der Religion als die Teilnahme am überweltlichen göttlichen Leben gefaßt werden. Die vernünftige Idee vom höchsten Gut ist also die, die den religiösen und den sittlichen Gesichtspunkt eng verbindet. Das thut die christliche Idee vom Gottesreich. Dieses ist nicht bloß ein sittliches Ideal in der Welt, sondern vor allem ein überweltliches höchstes Gut, in dessen Besitz die Seligkeit besteht. Und dadurch eben gewinnt dieses Ideal die Kraft, alle sittlichen Tendenzen in der Geschichte zusammenzufassen und abzuschließen. Nur durch die Verbindung mit der christlichen Idee vom Gottesreich kann das sittliche Leben der Menschheit seine Vollendung finden. Wird diese Verbindung gelöst, dann ist nicht nur die Verwirklichung des sittlichen Ideals eine Unmöglichkeit, sondern es muß als schwärmerisch und unvernünftig gelten und, um überhaupt als irgendwie erreichbar zu erscheinen, herabgesetzt und ermäßigt werden. In der christlichen Idee vom Gottesreich ist der religiöse und der sittliche Gedanke auf das innigste vereinigt. Ohne das überweltliche Gut der Religion kann es keinen Abschluß der sittlichen Entwicklung geben, und ohne das Reich der sittlichen Gerechtigkeit hat die auf das überweltliche Gut gerichtete Religion keinen lebendigen Inhalt, durch den sie festen Fuß in der Welt fassen kann. Eine Entwicklung, die über das hiermit Erreichte hinausführte, ist nicht denkbar. Mithin ist die christliche Idee vom Reiche Gottes die vernünftige Idee vom höchsten Gut und der christliche Glaube das der Vernunft entsprechende höchste Wissen, die Erkenntnis der ersten Ursache und des letzten Zwecks der Welt, die wir suchen. Und zwar ist dieses Urteil über das höchste Gut ein objektives. Denn es hat seinen Grund in dem, was allgemein menschlich ist, und beruht auf einer umfassenden Würdigung des geschichtlichen Lebens der Menschen.

11

Bis jetzt ist allerdings nur ein Vorläufiges gefunden: daß nämlich das Vorhandensein des sittlichen Gottesreiches eine unzweifelhafte geschichtliche Thatsache ist, und daß das Vorhandensein des überweltlichen ewigen Gottesreiches eine Forderung der Vernunft ist. Ueber die Wirklichkeit des letztern ist damit noch nichts entschieden. Soll es nicht bei einer bloßen Forderung der Vernunft bleiben, dann muß das ewige Reich Gottes auch in der Geschichte der Menschen kund geworden sein. Ueber eine Thatsache, die an und für sich nicht zur Welt gehört, kann nun nur eine göttliche Offenbarung vergewissern. Daher ist die Vernunftforderung eines überweltlichen Gottesreiches als des Ziels der Geschichte gar nichts andres als die Forderung einer besondern Offenbarung dieses Gottesreiches in der Geschichte. Ob es solch eine Offenbarung wirklich giebt, darüber kann nur die Geschichte belehren. Nun ist aber die christliche Religion eine geschichtliche Thatsache, und die christliche Gemeinde bezeugt den Besitz dessen, was die Vernunft fordert. Erst durch diese Offenbarung, an die die christliche Gemeinde glaubt, wird die Geschichte als Ganzes verständlich, und nur das, was den Menschen als das Höchste in ihrer Geschichte aufgegangen ist, kann ihnen zum Verständnis der Welt und zur Beantwortung der Frage nach ihrem Ursprung und Zweck verhelfen. Deshalb ist es vernünftig, an diese Offenbarung zu glauben nnd in ihr das der Vernunft entsprechende Prinzip des Weltverständnisses anzuerkennen. Dadurch wird die Vernünftigkeit und die Allgemeingiltigkeit des christlichen Offenbarungsglaubens erwiesen. Von selbst ergiebt sich, daß die Menschen die große Gabe Gottes in Christus gar nicht annehmen könnten, wenn nicht Gott die Schuld der Sünde tilgte und die Gewissen reinigte. Ist es daher vernünftig, an die Offenbarung zu glauben, die das Reich Gottes zum Inhalt hat, so gilt das Gleiche von dem Glauben an die Versöhnung der Menschen mit Gott durch Christus.

12

Nur das dürftige Gerippe des reichen Inhalts dieses bedeutenden Buches habe ich bieten können. Wenn dabei der Leser keinen Eindruck von der feinen und umsichtigen Art der Beweisführung empfängt, so ist das ein Uebelstand, doch ein unvermeidlicher, der keiner Entschuldigung bedarf. Wohl aber würde ich einer solchen namentlich dem Verfasser gegenüber bedürfen, wenn ich in dem nicht eben leichten Unternehmen, den Inhalt eines gedankenreichen Buches auf wenigen Seiten wiederzugeben, ohne je den Gesichtspunkt möglichster Kürze aus dem Auge lassen zu dürfen, vielleicht hie und da Wichtiges zurückgestellt und Unwichtiges hervorgehoben hätte. Drängt sich doch gar leicht das, was das eigne Interesse besonders in Anspruch nimmt, unwillkürlich in den Vordergrund. Doch wird hoffentlich auch diese kurze Inhaltsangabe imstande sein, davon zu überzeugen, daß die bisherige Methode der Apologetik hier nicht bloß gründlich verlassen, sondern auch siegreich widerlegt ist. Die bisherige Apologetik stand zu der alten Ansicht von der Wissenschaft, die die Entscheidung über die Wahrheit in die sogenannten Denkgesetze verlegte. Wurde das als für das Gebiet der Erfahrung zu Recht bestehend anerkannt, dann stand ihrer Anwendung auch über die Erfahrung hinaus nichts entgegen. Dann konnte auch der Inhalt des Glaubens Gegenstand der wissenschaftlichen Erkenntnis sein und die Gotteserkenntnis in geradlinigem Fortschritt den Abschluß des wissenschaftlichen Welterkennens bilden. Doch diese Ansicht ist ein für allemal abgethan. Für die heutige Wissenschaft entscheiden nicht die Denkgesetze über die Wahrheit, sondern die Thatsachen, die in der Erfahrung gegeben sind. Und nicht etwa kann man sich damit trösten, dieser Standpunkt werde auch wieder aufgegeben werden. Nicht bloß die bewunderungswürdigen Fortschritte und Erfolge der Wissenschaft rechtfertigen ihn; auch der Ueberlegung drängt sich seine Richtigkeit geradezu handgreiflich auf. Die Kirche aber kann ihrerseits der Apologetik nicht entraten. Sie bedarf ihrer, um ihre Verkündigung als die ewige Wahrheit zu erweisen. Und es kann ihrer Stellung und ihrem Einfluß nur Abbruch thun, wenn sie, von dem geistigen Leben der Gegen-

wart sich absondernd, mit Waffen kämpfen will, die einer vergangnen und überwundnen Epoche angehören. Es kann ihr nicht dienen, an einer Methode festzuhalten, die definitiv abgethan ist. Das Evangelium ist ewig, aber sein Verständnis wie seine Verteidigung ist dem Wechsel und Fortschritt alles Geschichtlichen unterworfen. Man wird sagen dürfen, daß es zu den Lebensfragen unsrer Kirche gehöre, sich auf eine neue Methode für den Beweis der christlichen Wahrheit zu besinnen. Mag auch an den einzelnen Ausführungen Kaftans einiges zu ändern sein; in der von ihm eingeschlagnen Richtung liegt der Beweis zu dieser Zeit jedenfalls. Und wer sein Buch kennen lernt und sich durch das trügerische Spiel der kirchlichen Parteien mit ärmlichen Schlagworten nicht blenden läßt, der wird mir beistimmen, daß unsre Kirche allen Grund hat, ihm für diese Leistung dankbar zu sein. J. C.

Die Sonntagsfrage

5. Praktische Folgerungen

Es erübrigt nun noch, daß wir die wichtige Frage uns zu beantworten suchen, wie sich denn nun positiv eine rechte christliche Sonntagsfeier zu gestalten habe. Für ihre Beantwortung wird naturgemäß unser prinzipielles Urteil über den Sonntag von Bedeutung sein.

Den Sabbathisten steht, wenn nach der Art der Sonntagsfeier gefragt wird, das Gebot der Arbeitsenthaltung im Vordergrunde. Wir können der Kirche das Recht nicht einräumen, Enthaltung von der Arbeit als religiöse Pflicht von ihren Gliedern zu verlangen. Und kein feiernder Christ hat das Recht, über den am Feiertag arbeitenden Mitchristen um seines Schaffens und Wirkens willen ohne weiteres den Stab zu brechen (vgl. Röm. 14, 4—6; 1. Kor. 8, 8). Die Frage nach Enthaltung von der Arbeit hat unmittelbar mit dem religiösen Gebiet gar nichts zu thun. Soweit der Sonntag als Tag der Ruhe gewertet wird, bewegen wir uns durchaus auf sozialem Gebiet. Daß unser Leben sich im steten Wechsel von Arbeit und Muße vollzieht, ist eine Naturordnung, die als solche keinerlei religiösen Charakter hat. Und daß gerade von je sieben Tagen einen zum Ruhetag zu machen das unsrer Natur nach am meisten Entsprechende zu sein scheint, ist nicht ein Ergebnis der theologischen Wissenschaft. Darüber haben Medizin und Nationalökonomie zu befinden. Von diesen Wissenschaften aber ist dieses Bedürfnis längst zur Genüge festgestellt.*) Und mit dieser Thatsache haben wir allerdings zu rechnen. Sie beschränkt thatsächlich die uns zustehende Freiheit. So gewiß nämlich einem jeden das volle Recht zustehn muß, um der Förderung sittlicher Zwecke willen für die eigne Person die naturgemäße Ordnung des Ruhetages durch Arbeit zu brechen, so gewiß hat doch niemand das Recht, diese von der menschlichen Natur nachweislich geforderte Ruhepause andern Menschen zu verkümmern. Die Pflicht der Nächstenliebe verbietet dies. Hier gewinnt nun auch die Kirche, die für ihre eignen religiösen Zwecke einen vollkommnen Ruhetag im Namen Gottes nicht fordern darf, doch das vollkommne Recht, für Sicherung und Wahrung der Sonntagsruhe im Namen Gottes ihre Stimme zu erheben. Zwar auch hier wird sie es dem Staat überlassen müssen, mit konkreten Forderungen und Geboten hervorzutreten. Gleichwohl ist ihr Einfluß auf die Lösung der Frage der Sonntagsruhe kein geringer. Als Anwalt gerade auch der wirtschaftlich Schwachen und Bedrängten, deren leibliches und geistiges Wohl die unverkürzte Gewährung eines Ruhetages gebieterisch fordert, wird sie es als ihre Aufgabe erkennen, mit allen ihr zu Gebote stehenden Kräften, d. h. vor allem mit den Kräften des Evangeliums, den Sinn opferwilliger Liebe in ihren Mitgliedern zu pflanzen und zu mehren, sodaß der Einzelne bereit ist, auf eigne Annehmlichkeiten zu verzichten, wenn diese nur durch eine dem Nächsten nachteilige Verkürzung seiner Feiertagsruhe erlangt werden können. Kurz hier eröffnet sich für die Kirche ein reiches Feld der Thätigkeit, hier hat sie einen ungemein wertvollen Beitrag zur Lösung der Sonntagsfrage und der sozialen Frage überhaupt zu leisten.

*) Vgl. die schon erwähnte Schrift von Niemeyer: Die Sonntagsruhe vom Standpunkt der Gesundheitslehre. 2. Aufl. Leipzig, 1883: „Die Notwendigkeit der Sonntagsruhe steht um nichts zurück hinter der Notwendigkeit der Desinfektion bei Epidemien u. dergl. Wie es sich hier um eine allgemein anerkannte, wissenschaftlich nachgewiesene Notwendigkeit handelt, genau ebenso ist das Institut der Sonntagsruhe nicht ein Gegenstand der Meinung, sondern des Wissens.“ S. Seite 6. 10.

Wir dürfen uns nicht verhehlen, daß die deutsche Reformationskirche noch zu allen Zeiten ihres Bestehens diese Aufgabe ungenügend erfaßt hat. Stets vor allem auf die religiöse Freiheit des Einzelnen pochend, hat sie für die sozialen Pflichten ein unvollkommnes Verständnis an den Tag gelegt. Man hat daraus, wie wir schon wiederholt erwähnten, den Reformatoren selbst die schwersten Vorwürfe gemacht. Man hat ihr Sola fide*) für den Mangel an Gemeinsinn und an Werken der Liebe verantwortlich gemacht, man hat dementsprechend „Rückkehr zu Jakobus“ verlangt. Auch wer diese Angriffe auf das Sola fide nicht für gerechtfertigt halten kann, wer vollends die daran geknüpfte Forderung nicht teilen mag, der kann doch die Thatsache nicht aus der Welt schaffen, daß die reformatorische Sonntagslehre verhängnisvolle Früchte gezeitigt hat. Und doch konnten wir feststellen, daß Luther auch in diesem Stück kein „Neuerer“ war, daß er vielmehr durchaus auf die Anschauungen des Paulus und der alten Kirche zurückgegriffen hat. Und weiter stellten wir fest, daß eben diese lutherische Sonntagslehre in dem Kreis der Brüdergemeine sich durchaus bewährt hat. Es liegt uns somit die auffallende Thatsache vor, daß die gleiche Theorie, die jahrhundertelang von einer ernsten, gesunden Praxis begleitet war, zu andrer Zeit und auf anderm Boden eine laxe, lieblose Praxis befördert hat. Die Erklärung dieser lehrreichen Thatsache liegt nahe genug. Die ideale Vergeistigung des Gesetzes, die kühne Beseitigung jedes Zwanges, der energische Protest gegen alles Statutarische — das alles konnte gefahrlos ausgesprochen werden in Jahrhunderten, da noch ein kräftiges Gemeindeleben pulsirte, wo also ein lebendiges Bewußtsein von der Gemeinschaft und den mit ihr gegebnen hohen Pflichten ein starkes, wirksames Gegengewicht gegen allen religiösen oder irreligiösen Individualismus und Subjektivismus bildete. Und es konnte wieder gefahrlos ausgesprochen werden, sobald sich wieder ein kräftiges Gemeinschaftsleben innerhalb der Reformationskirchen entwickelte. Luther selbst fehlten religiös lebendige Gemeinden. Seine Visitationen haben ihm diesen Mangel zum Bewußtsein gebracht. Das harte Urteil, das er auf Grund derselben über die Christen seiner Zeit fällt, ist hinlänglich bekannt. Und doch hat dieser zuchtlose, entartete Haufe die herrliche Predigt von der Freiheit eines Christenmenschen vernommen, um alsbald, wie Luther selbst bekennt, „fein zu lernen, aller Freiheit meisterlich zu mißbrauchen.“**) Will man also gegen Luther selbst einen Vorwurf erheben, so wäre es der, daß er sein herrliches Ideal entfaltet und ausgesprochen hat zu einer Zeit und gegenüber einem Geschlecht, dem für diesen hochgestimmten Idealismus die innere Reife fehlte, dem darum bald die von Luther verkündete herrliche Christenfreiheit zum Deckel der Bosheit diente. Ein Geschlecht, das ernstlich darüber streiten konnte, ob gute Werke nützlich oder schädlich seien zur Seligkeit, bewies dadurch aufs deutlichste, wie wenig es fähig sei, jene kühne, individualistische Predigt Luthers zu vertragen.

Auf reformirtem Boden hat die notwendige Ergänzung nicht gefehlt. Zwingli und die Schweizer haben von Anfang an eine lebhafte Empfindung gehabt von der Bedeutung des Evangeliums als errettender Macht für die Menschheit. Sie empfanden daher den Trieb, das Evangelium als Ferment für das Volksleben zur Anwendung zu bringen, die in ihm beschlossen liegenden sozialen Kräfte zu entfesseln. Dem deutschen Reformator stehen die Bedürfnisse des Einzelnen im Vordergrunde. Ihm Licht und Trost zu bringen, das ist Luthers höchstes Bestreben. Nicht daß er das Sola fide zu stark betont hätte — wenns mit dem Sola fide überhaupt seine Richtigkeit hat, so kann es als Wahrheit nicht stark genug betont werden! —, sondern daß er den Gedanken des Reiches Gottes, die Bedeutung der christlichen Gemeinde vielleicht nicht kräftig

*) Allein aus dem Glauben.

**) S. Vorrede zum kleinen Katechismus.

genug erfaßt hat,*) vor allem freilich, daß dem großen Manne, auch wenn es an der besten Erkenntnis ihm nicht gemangelt hätte, doch das lebendige Material zur Verwirklichung dieser Gedanken so völlig fehlte: das hat die verhängnisvolle Entwicklung der lutherischen Sonntagsfeier bedingt. Wir können darum jetzt als eine aus der Geschichte geschöpfte Erkenntnis — und damit kehren wir zur Besprechung der Sonntagsruhe zurück — den Satz aufstellen: Damit die Kirche ihren Beitrag an der Lösung der Sonntagsfrage nach ihrer sozialen Seite leiste, damit sie eine wirksame Förderin der Sonntagsruhe werde, dazu bedarf es vor allen Dingen einer kräftigen Belebung des Gemeindegedankens. Alle Vereine sind nur ein notdürftiges Surrogat. Wenn die in unsern Tagen in Angriff genommene Gemeindereform einen erfolgreichen Fortgang nimmt, dann darf man hoffen, daß auch im Gebiet der Sonntagsfrage eine ganze Reihe von Schwierigkeiten, die zur Zeit noch unüberwindlich erscheinen, ganz wie von selbst ihre Lösung finden werden.

In Bezug auf die Sonntagsruhe stellen wir somit fest, daß vom religiösen Standpunkte aus dem Einzelnen prinzipiell seine volle Freiheit gewahrt bleiben muß, daß aber der Gesichtspunkt der Nächstenliebe der durchschlagende sein muß. Diesen ethischen Gesichtspunkt kräftig geltend zu machen und für seine Würdigung ihre Mitglieder, zumal soweit sie den besitzenden und führenden Klassen des Volkes angehören, heranzubilden, das ist die Aufgabe der Kirche, speziell des kirchlichen Gemeindelebens, während dem diesen christlichen Einflüssen unterstehenden Staat es zufällt, auf dem Wege der Gesetzgebung die Sonntagsruhe nach Kräften zu schirmen. So sehr hierbei die Kirche auf den Staat einen moralischen Druck ausüben darf, so wenig ist sie doch befugt, als Kirche zur Förderung ihrer religiösen Zwecke ein absolutes Arbeitsverbot vom Staate zu verlangen. Sie dürfte, wie uns mit Haupt**) scheinen will, diese Forderung nur dann erheben, wenn sie nun auch wirklich den ganzen Tag für ihre eignen Zwecke mit Beschlag belegen könnte, d. h. wenn sie nun dem Sonntag das Gepräge unausgesetzter religiöser Heiligung geben könnte. Das aber eben vermag sie nicht, und es ist dringend zu wünschen, daß unsre deutsch-evangelische Kirche es auch nie versucht. Denn jede ungesunde Ueberspannung kann hier die schädlichsten Folgen haben. Für Millionen aufrichtiger Christen würde ein nur mit religiösen Uebungen auszufüllender Sonntag zur unerträglichen Bürde werden. Wir können daher eine Uebertragung des englischen Sonntags in dieser Hinsicht durchaus nicht wünschen.

Bisher war im Voranstehenden der englischen Sonntagsfeier stets eine hohe Anerkennung gezollt worden, ein abschließendes Urteil behielten wir uns noch vor. Auch jetzt sind wir natürlich weit davon entfernt, die hohen volkswirtschaftlichen und sozialen Vorzüge des englischen Sonntags zu verkennen. Wie reich namentlich auch das englische Familienleben von der strengen Sonntagsruhe befruchtet wird, ist ein allbekanntes, aber gar nicht genug zu preisendes Ergebnis des englischen Brauches. Welche Fülle von Gemüt der englische Sonntag bei aller Starrheit doch in sich birgt, hat die ansprechende Schrift jener schottischen Gärtnerstochter***) gezeigt, die Ende der vierziger Jahre in ganz England und Deutschland die Runde machte. Aber dem ungeachtet, all diese Vorzüge völlig zugestehend, können wir uns doch nicht verbergen, daß dies englische System auch seine großen Bedenken und Gefahren hat. Hätte man sich darauf beschränkt, die Sonntagsarbeit möglichst einzudämmen und für eine wirksame Durchführung der öffentlichen Ruhe Sorge zu tragen, und zwar ohne für beides das Alte Testament zum Zeugen aufzurufen, so könnten wir Englands Beispiel nur für nachahmenswert halten. Aber der Puritanismus ist weiter gegangen. Er hat mit unbarmherziger Hand auch alle harmlosen Freuden aus der Sonntagsfeier getilgt, und „da er die Andacht nicht gebieten konnte, so war er wenigstens entschlossen, ihren Schein zu erzwingen.“*) Er erfand die Sonntagsstille für das ganze Volk und beging damit den schwerwiegenden Fehler, das auch dem geförderten Christen nur in den seltensten Fällen mögliche von dem großen Haufen, zumal auch von der Jugend zu fordern, bei der doch ein den ganzen Tag wirklich ausfüllender Reichtum des innern Lebens einfach nicht vorhanden sein kann. So wurde für viele der Tag der Ruhe zum Tag des Müßiggangs, und als solcher ist er ihnen zum Fallstrick geworden. „Noch immer — schreibt Kingsley**) einmal — ist der Sonntag der Tag der meisten Versuchungen, weil der allerlangweiligste unter den sieben.“ Und wenn man sich bei uns zu Lande bemüht hat, den Ursprung der meisten Verbrecherlaufbahnen in der Sonntagsentheiligung aufzudecken,***) so steht dem gegenüber das nicht minder gewichtige Zeugnis eines englischen Christen, der es für seine Person mit der Sonntagsheiligung überaus ernst genommen hat. In Robertsons Briefen lesen wir die beachtenswerten Worte:†)

Ich bin überzeugt, vieler Abfall ist auf das harte, strenge Halten des Sabbaths zurückzuführen, und andre werden zur Unterwerfung veranlaßt, nur um nicht für Ungläubige zu gelten. Mancher Verbrecher wird auf dem Schafott sein erstes verbrecherisches Abweichen auf derartige Einengungen zurückführen und auf das Gefühl von Hoffnungslosigkeit und Trotz, das ihn erfaßte, als er sie einmal übertreten.

Das sind warnende Stimmen, die wir nicht überhören dürfen. Mögen wir noch so viel von dem englischen Volk auch in Bezug auf die Sonntagsfeier zu lernen haben, daran werden wir doch im Gegensatz zur englischen Praxis festhalten müssen, daß die Kirche darauf verzichten soll, den Sonntag ausschließlich zum Tag der Andacht zu stempeln. Lieber beschränke sie sich darauf, dem Staate das Gewissen zu schärfen, damit er sich der Aufgaben in immer steigendem Maße bewußt werde, die aus den natürlichen Lebensbedingungen seiner Glieder ihm erwachsen.

Freilich je mehr nun der Staat dieser Verpflichtung genügt, in je größerm Umfange er seinen Unterthanen die Ruhe verschafft, um so mehr erwächst aus diesem Erfolg der Kirche eine neue wichtige Aufgabe. Mit der bloßen Ruhe ist wenig geholfen. Einem Volke, das den Tag der Ruhe nicht sittlich auszufüllen vermag, kann gerade der Sonntag zum furchtbarsten Werkzeuge der Entsittlichung werden. Von dieser Erkenntnis durchdrungen muß die Kirche auf Mittel und Wege sinnen, um den Tag der Arbeitslosigkeit zum Tag der Erholung und Weihe zu verklären. Heiligung der Sonntagsmuße das ist die große Aufgabe, die die Kirche zu lösen hat. Jahrhundertelang hat sie in dieser Beziehung wenig gethan. Sie hat höchstens beengende Schranken gezogen, unter denen dann natürlich die niedern Schichten des Volkes schwerer zu leiden haben als die Vornehmen und Begüterten. Dem gegenüber gilt es vielmehr den Sonntag aufs neue mit dem Hauch einer geheiligten Freude zu beleben. Die Sozialdemokraten veranstalten Volks- und Familienfeste, die christliche Kirche oder sagen wir auch hier lieber die kirchliche Gemeinde sollte ein Gleiches thun.

Im einzelnen giebt es da freilich viele Schwierigkeiten zu überwinden, und wenn nicht die Liebe lebendig ist, die da erfinderisch macht, so sind alle Veranstaltungen von geringem Wert. Nur auf dem Boden eines regen Gemeindelebens kann eine liebliche und erhebende Sonntagsfeier erblühen. Ist aber diese Voraussetzung da, dann kann andrerseits kein wirksameres Mittel gedacht werden, um dem vorhandnen Gemeindeleben immer neue Impulse zu geben, als eine frohe christliche Sonntagsfeier.††)

Aber so wertvoll Volksfeste, Familienabende, Konzerte

*) Man bedenke, wie frühzeitig in Luthers Abendmahlslehre der im Sermon vom hochwürdigen Sakrament mit so ergreifender Schönheit durchgeführte Gedanke der communio, d. i. der Brudergemeinschaft, zurücktritt zu Gunsten des andern, daß die Bedeutung des Abendmahls in individueller Zusicherung der Sündenvergebung gipfle.

**) E. Haupt, Der Sonntag und die Bibel.

***) Die Perle der Tage. Preisschrift einer schottischen Gärtnerstochter. Emmerich, 1850.

*) s. Rieger, Staat und Sonntag. S. 33 ff.

**) s. Kingsley, Briefe und Gedenkblätter. 1879. Band I, S. 245.

***) bes. Schröter, Sonntagsentheiligung und Verbrechen. Düsseldorf, 1876.

†) s. Robertson, Lebensbild in Briefen. S. 103.

††) Reiche Anregung zur Ausschmückung der Sonn- und Feiertage bietet die Schrift Naumanns: Christliche Volkserholungen. (Zimmers Handbibliothek.) Gotha 1890.

und Aufführungen aller Art auch immer sein mögen, zumal wenn ein Geist der Liebe die Beteiligten verbindet, das entscheidende Mittel, um die Muße des Sonntags zu heiligen, aber weiterhin auch die Arbeit der Woche, ist der sonntägliche Gemeindegottesdienst. Das ist die Krone des Sonntags, daß er die feiernde Gemeinde, die die Wochenarbeit je länger je mehr unbarmherzig zertrennt, immer wieder ihres besten gemeinsamen Besitzes froh werden läßt. Freilich der Gottesdienst, der dieser hohen Aufgabe gerecht werden soll, muß nun auch wirklich als Gemeindefeier gestaltet werden. Dankbare Erinnerung der gemeinsamen Güter, lebendige Vergegenwärtigung der gemeinsamen Aufgaben und Ziele, vor allem aber Gemeinsamkeit der Anbetung: das müssen die ihn charakterisirenden Momente sein. Daß der Staat die dem Gottesdienst geweihten Stunden gesetzlich schütze, kann die Kirche mit Fug und Recht fordern, weil eben der staatliche Schutz allein diese dem Gottesdienst wesentliche Gemeinsamkeit sichert. Die Frucht aber eines rechten Gemeindekultus, der gemeinsame Anbetung war, wird die sein, daß von der Gottesdienststunde aus ein verklärendes Licht auch auf den übrigen Sonntag fällt. Wo der Gemeindegottesdienst seine Bestimmung erfüllt und in den Herzen eine Stimmung der Andacht und Stille erzeugt hat, da bedarf es dann nicht detaillirter Anweisungen darüber, was man am Sonntag zu thun und zu lassen hat, da adelt und verklärt diese Stimmung auch den übrigen Tag und heiligt in gleicher Weise Muße und Arbeit. Durch rechte Verwertung des Kultus übt daher die Kirche den entscheidenden Einfluß aus. Dadurch kann sie bewirken, daß auch die gottesdienstfreien Stunden des Sonntags doch Stunden der innern Sammlung und Weihe sind, gleichviel ob sie direkt religiös verwendet werden, ob sie der Arbeit oder der Muße dienen.

Von der alten Kirche werden uns erhebende und beschämende Beispiele davon erzählt, wie auch in Zeiten schwerer Verfolgung doch die Gemeinde an ihrer Sonntagsfeier unverrückt festgehalten hat. Diese Anhänglichkeit wurzelte aber nicht in knechtischem Gehorsam gegen eine kirchliche Satzung, noch weniger in vermeintlicher Unterordnung unter ein direktes Gottesgebot. Sie war vielmehr ein Ausfluß der lebendigen Freude am Gottesdienst der Gemeinde, eine Frucht der Erkenntnis des Segens, den die Gemeinschaft in sich birgt, des Bewußtseins der Pflicht, um so fester im Glauben und in der Anbetung zusammenzustehn, je mehr der Feind die Reihen zu lichten suchte. Dahin zu wirken, daß auch der Kirche unsrer Tage in Zeiten des Friedens und in Zeiten des Kampfes der Sonntag wieder ein Quell der Freude und der Kräftigung wird, daß er vor allem in unsrer sozial zerklüfteten Zeit mehr und mehr sich als der „große Versöhnungstag für alle Stände" erweist, das muß unser Aller gemeinsames Streben sein.

E R

Ein deutscher Francesco Spiera

5

Ueber das Ende Johann Hofmeisters haben wir zwei selbständige Quellen, neben denen die Briefe Veit Dietrichs vom 12. September 1547 und Georg Nützels vom 23. September keinen Wert haben. Die erste Quelle ist ein bald nach Hofmeisters Tod in Augsburg gedrucktes Flugblatt mit dem Titel: „Historia von einem Augustinermönch 1547." In einer Abschrift trägt die Historia das Datum des 12. Septembers, das wahrscheinlich besagt, daß der Abschreiber damals die neue unerhörte Geschichte in die Hände bekam und abschrieb. Der Biograph Hofmeisters, Paulus, möchte den Verfasser des Flugblatts in dem Nürnberger Prediger Veit Dietrich suchen, der aber offenbar erst durch das Flugblatt Kunde erhalten hatte. Das Flugblatt bezeichnet deutlich Augsburg als seinen Druckort (hieher gen Augsburg), und dort konnte man wissen, was in dem nur sechzig Kilometer entfernten Günzburg vorging. Die vier Reichstagsboten konnten nicht schweigen. Was das Flugblatt erzählt, ließ sich sofort von katholischer Seite widerlegen, wenn es zu widerlegen war. Ein einziger Tagesritt ermöglichte die Feststellung eines anderweitigen Thatbestandes durch Zeugen. Aber selbst Hofmeisters Nachfolger als Provinzial, der Mainzer Prior Fischer, verrät in seinem Schreiben an den Augustinergeneral, dem er den Tod seines Vorgängers erst am 5. Februar 1548 meldete, noch den Schrecken, den er als Zeuge dieses Todes und Leser des Flugblatts für seine Kirche empfunden. Denn er schreibt:

Ich will dir nicht verbergen, daß unser ehrwürdiger Provinzial J. Hofmeister in meiner Gegenwart aus dem Leben geschieden. Wie viel Nachteil sein Tod der katholischen Kirche und unsrer ganzen Provinz gebracht, verkennt niemand unter uns.

Der Zeuge von Hofmeisters Tode braucht den kalten, fast heidnischen Ausdruck: „aus dem Leben (wörtlich: aus den Lebendigen) geschieden." Kein Wort nach sonstiger Sitte von einem frommen, christlichen Entschlafen. Wie vielsagend ist der Ausdruck von dem Nachteil für die katholische Kirche! Erst der Herausgeber von Hofmeisters deutscher Predigtsammlung, der Eichstätter Weihbischof Haller, wagt es in der Vorrede vom 25. Januar 1548 von „vernünftiger, christlicher und seliger" Hinfahrt Hofmeisters zu reden, aber er beweist sich als nicht genau unterrichtet, denn er giebt nicht einmal den Todestag Hofmeisters richtig an. Was Johann Nas 38 Jahre nach Hofmeisters Tode zur Widerlegung des Berichts in dem Flugblatte erzählt, ist zu spät, um in Betracht kommen zu können, während die Erzählung des Kölner Karmeliterprovinzials Eberhard Billik, die er als Gerücht dem Augustinergeneral Seripando auf dem Konzil in Trient 1553 preisgab, als sei Hofmeister von den Ketzern in Ulm vergiftet worden, als reines Gerede bei dem sittlich bedenklichen Charakter Billiks ganz beiseite gelegt werden muß.

Von hohem Wert ist der Brief des Ulmer Predigers Martin Frecht an den St. Galler Bürgermeister Vadian. Vor mir liegt ein kurzer Auszug dieses Briefs von der Hand des um die schwäbische Reformationsgeschichte hochverdienten Th. Keim, der besagt, Hofmeister sei misere ob agnitam, sed negatam veritatem, ut dicitur (elend, wie man sagt, wegen der von ihm erkannten, aber verleugneten Wahrheit) gestorben. Dieser Brief ist vom 4. September. Ich vermute, daß es derselbe Brief ist, von dem Hottinger im neunten Bande seiner Historia ecclesiae Novi Test. und nach ihm Paulus einen ausführlicheren Auszug giebt. Frecht hatte das Jahr vorher in Günzburg reformirt und besaß unter den dortigen Freunden der Reformation gute Verbindungen. Was Paulus als Widersprüche zwischen Frechts Erzählung und der Historia des Flugblatts geltend macht, ist völlig unhaltbar. Da Günzburg 24 Kilometer von Ulm entfernt ist, konnte Frecht die Entfernung ebenso gut rund auf zwei, als das Flugblatt auf drei Meilen berechnen. Sagt die Historia, Hofmeister sei unsinnig geworden, und Frecht, er sei bei Sinnen gewesen, so wird jeder Arzt bezeugen, daß bei einer derartigen Krankheit aus dem dunkeln Grunde der sturmerregten Seele Aeußerungen hervorbrechen, die einen vollen, klaren Sinn geben und der Ausdruck der tiefsten Seelenstimmung sind. Ja, Paulus hat gar nicht beachtet, daß die „Papisten" die Thatsächlichkeit von Hofmeisters Aeußerungen gar nicht bestritten, sondern sie nur mit seinem Fieberwahn entschuldigten.

Wir haben auf Grund der voranstehenden Untersuchungen das Recht, die Historia und den Brief Frechts als authentische Quellen zu betrachten, die auch ganz gut zusammenstimmen. Die Historia will offenbar auf die Reichstagsmitglieder wirken, die jetzt in der Versuchung waren, aus Furcht vor dem Kaiser ihrer Ueberzeugung etwas zu vergeben, indem sie die kaiserliche Zwischenreligion annahmen. Sie faßt das Ereignis in ein paar kurze, aber kräftige Züge zusammen, die für ihren Zweck genügen. Absichtlich nennt sie die vier Reichstagsboten und die Ansprache des Kolmarer Stadtschreibers nicht, denn ihre Namen, die man in den eingeweihten Kreisen des Reichstags gut kannte, sollten den Gegnern und dem weitern Leserkreise nicht genannt werden, weil man in ihrer Mitte die Gewährsmänner zu suchen hat. Dagegen giebt sie einen ganz originalen Zug, der nur aus dem Munde von Augenzeugen stammen kann, in den an Hofmeister gerichteten Ermahnungen. Frecht erzählt Vadian die Vorgänge in dramatischem Wechsel der redenden Personen; seine Absicht ist, das Schicksal eines hervorragenden Verwüsters der Kirche, der auch die von Frecht in Günzburg eingerichtete

evangelische Kirche vernichtet hatte, zu schildern. Man darf auch den Gewährsmann Frechts sicher im Kreise der Reformationsfreunde in Günzburg suchen, für die das furchtbare Ende Hofmeisters umso merkwürdiger war, je schmerzlicher für sie sein Wirken unter dem Schutz ihres Landesherrn, des Königs Ferdinand, sein mußte. Daß man in jenen Kreisen auf jedes Wort Hofmeisters mit peinlicher Genauigkeit achtete und sich scharf einprägte, ist durchaus begreiflich.

6

Suchen wir uns den Gang der Dinge an der Hand der Quellen klar zu machen. Die Krankheit hatte ihren Höhepunkt überschritten, die Raserei hatte nachgelassen. Man konnte mit dem Kranken wieder reden. Ja, wenn die Aussagen des Eichstätter Weihbischofs Haller mehr Anspruch auf Glaubwürdigkeit hätten, dann dürften wir annehmen, daß Hofmeister mit dem Eintritt des ruhigern Zustandes „öftermalen zu Gott geredet" hätte: „Herr, bin ich noch weiter deinem Volk von nöten, so habe ich der Arbeit keinen Abscheu; dein Wille geschehe!" Diese Worte setzen voraus, daß Hofmeister den Tod noch nicht unmittelbar nahe fühlte. Es spricht darin noch etwas Bewußtsein seiner Bedeutung für seine Kirche und seiner Arbeit für sie. Hier redet noch ganz der Gegenreformator, der ebenso weiter machen würde, falls er wieder gesund würde, wie er es bisher getrieben. Aber der Tod rückte näher, das Mene mene tekel klingt in die Seele, und jetzt bricht die Angst der Verzweiflung in hellen Flammen aus dem Innern. Die Historia faßt alle Aeußerungen Hofmeisters in den wiederholten Klageruf zusammen: „O wehe, ich bin ewiglich verdammt und bin des Teufels mit Leib und Seel, denn ich habe gewußt, welches die Wahrheit gewesen, und doch dieselbige wissentlich verfolget." Damit stimmt, was Frecht als Aeußerung des Verzweifelnden berichtet, er habe Gott betrogen, die Wahrheit widerfochten, darum er des Teufels sei. Neu ist nur, daß Hofmeister nach Frecht hinzusetzte, er sei also beredet worden. Es sind also nicht bloß die Reize der neuen glänzenden, behaglichen und verführerischen Stellung, sondern unmittelbare Einwirkungen von streng altgläubiger Seite gewesen, die Hofmeisters innere Entwicklung auf krumme Wege leiteten. Wir wissen über derartige Einflüsse bis jetzt gar nichts; es ist auch von Paulus nicht zu verlangen, daß er diesen Einflüssen nachgespürt hätte. Aber man wird diesen Punkt bei künftigen Forschungen über Hofmeisters Leben im Auge behalten müssen.

Selbstverständlich fehlte es nicht an Zuspruch der Umstehenden an den verzweiflungsvoll Klagenden, so wenig als bei Spiera. Die Nonnen, in deren Haus er Unterkunft und Pflege gefunden, wollen ihn trösten. Aber hart und rauh fährt sie der Provinzial an: „Hebt euch weg von mir, ihr Nonnen, ihr seid ebensowohl des Teufels als ich." Der Tod pflegt sonst weich und milde zu stimmen. Auch durfte Hofmeister nicht vergessen, daß er bei den Nonnen zu Gaste war und ihre Pflege in schwerer Krankheit genossen hatte, dennoch klingt sein Urteil vernichtend. Es ist nicht ganz klar, ob es auf den Klosterstand der Nonnen gegründet ist, den Hofmeister jetzt für verdammlich erklärt, oder auf persönliche Erfahrungen; dieses wird durch die enge Verbindung, in die Hofmeister sich und die Nonnen setzt, wahrscheinlich gemacht. Das Frauenkloster in Günzburg war entstanden, als die Klarissinnen in Söflingen, dem übelberüchtigten Kloster, sich 1484 der vom Papst angeordneten Reformation nicht fügen wollten und auf Einladung Herzog Georgs von Bayern nach Günzburg zogen. Bei seinem Wirken in Günzburg wird Hofmeister sein Quartier in dem allerdings nicht zu seinem Orden gehörigen Kloster genommen haben. Er mochte also die Zustände darin wohl kennen. Gerade der freie Verkehr mit den Nonnen in Regensburg 1546 bildete eine der kräftigsten Anklagen der evangelischen Theologen gegen Hofmeister und seinen Genossen, den Karmeliterprovinzial Billik, sodaß Landgraf Philipp sogar förmlich beim Kaiser und seinem Minister Granvella über die üble Haltung der beiden Mönche klagte. Man muß diese Dinge berücksichtigen, um das harte Wort des verzweifelnden Mönches begreifen zu können.

Aber auch der Stadtschreiber von Kolmar, der mit Hofmeister genau bekannt und befreundet war, versuchte den Unglücklichen zu beruhigen und hielt ihm seine verdienstliche Wirksamkeit vor Augen. „Lieber Herr, ihr habt Christum frei bekannt und gepredigt," rief er ihm zu, „ihr habt nicht wider ihn gehandelt." Allein auch diese gutgemeinten Worte verfingen nicht, Hofmeister erkannte den Sprecher und rief ihm zu: „Heb dich hinweg von mir; ich kenne dich wohl, du bist der Stadtschreiber von Kolmar." Daß jene Worte des Mannes keine Kraft zu trösten hatten, ist verständlich. Denn im Tode welken die Lorbeerblätter rasch, und was als Verdienst gepriesen wurde, stellt sich dem Sterbenden nur zu oft als Verkehrtheit vor Augen. Denn wohl hatte er Christum gepredigt, aber jetzt schien ihm diese Predigt nicht rein und lauter; gepredigt hatte er Christum, aber nicht nach seinem Worte gethan. Darum mußte der Hinweis des Stadtschreibers im Innersten Hofmeisters nur das Verdammungsurteil verschärfen.

Kein Trostwort half; andre Umstehende versuchten es auf einem neuen Wege, ihn zu beruhigen. Die Historia erzählt, man habe den Mönch treulich ermahnt, er solle sich bessern und zu Gott wenden, aber es habe nichts an ihm helfen wollen, denn er habe geantwortet: er sei zu lange geharret, seine Sünden und bösen Stücke seien zu groß. Wir erfahren nicht, wer diesen Zuspruch an Hofmeister that, aber es standen ja Leute aus protestantischen Städten, wie der Stadtschreiber von Worms und der Ratsherr von Speyer, an dem Sterbelager. Aus ihren Mund wird der Hinweis auf den evangelischen Weg des Heils, auf Buße und Glauben verständlich. Endlich befahl Hofmeister, man solle alle Fenster öffnen und jedermann einlassen, damit sie sehen und hören, was er gethan habe. Er sei des Teufels. Nach diesen Ausbrüchen der Verzweiflung ging es rasch mit dem Sterbenden zu Ende. „Er hats hernach nicht lang gemacht und seinen Geist aufgegeben," sagt die Historia.

7.

Die Aeußerungen Hofmeisters erinnern lebhaft an die Vorgänge beim Sterbelager Spieras. Auch die Verzweiflung hat ihre sich gleichbleibenden Gesetze. Gerade eine Vergleichung mit dem ein Jahr später eingetretenen Verzweiflungskampf Spieras zeigt, daß die Berichte über Hofmeisters Ende nicht ein Werk böswilliger Phantasie der Gegner sind.

Unwillkürlich lenken sich unsre Blicke vom Sterbelager des Augustiners in Günzburg am 21. August 1547 zu dem Sterbelager eines andern Augustiners in Eisleben am 18. Februar 1546. Wenn Majunke die Glaubwürdigkeit seiner Geschichtslüge noch weiter aufrecht halten will, dann muß er beweisen, daß es in Eisleben in den Morgenstunden des 18. Februars 1546 ebenso oder ähnlich geklungen wie zu Günzburg, und daß Luther die Seinen ebenso von sich gestoßen wie jener. Hier in den Berichten über Hofmeisters Ende hat er das Rezept, einen verzweifelnden Luther zu malen. Wie klingt doch aus Luthers Worten, aus seinem Dank für die Offenbarung Jesu Christi und dem letzten Ja auf die Frage von Jonas, ob er auf Christum und die Lehre, die er gepredigt, sterben wolle, die Glaubensgewißheit heraus! Der Augustiner Luther hat nie sich von andern „bereden" lassen; an das, was er als wahr erkannte, hat er Leib und Leben gewagt. Nie haben ihn äußere Dinge in seinem Urteil und seinen Grundsätzen bestochen; der Gegensatz zwischen Günzburg und Eisleben ist ergreifend und erschütternd. Nur mit tiefstem Mitgefühl kann man das Ende des Kindes einer aufgeregten und gährenden Zeit betrachten, in der es Mut zum Entscheiden und Losscheiden kostete, wie nicht bald wieder in einem Jahrhundert, wenn auch der Gehorsam der Wahrheit von jedem in seinem Maß ähnliche Kämpfe fordert.

Es gehört zu den Eigenschaften religiös erregter, um Glaubenswahrheiten streitender Zeiten, daß man die objektive Wahrheit einer entgegengesetzten Glaubenslehre mit dem mehr oder minder schrecklich geschilderten Ende der Vertreter jener Glaubenslehre zu bekämpfen sucht. Seit den Zeiten eines Arius bis auf Majunke ist hier innerhalb und außerhalb der Mauern Iliums viel gefehlt worden. Auch im Lager der lutherischen Reformation muß man hier Fehlgriffe bekennen. Man denke nur an das Urteil über den Tod Zwinglis und Oekolampads

Aber es ist ungerecht, zu sagen, daß man auf protestantischer Seite gierig nach Erzählungen von einem schlimmen Ende katholischer Gegner gegriffen habe oder greife. Allerdings haben Veit Dietrich und Peter Lemberg über Ecks Ende schlimme Nachrichten verbreitet, aber sie haben sich auf glaubwürdige Gewährsmänner berufen können. Was sie berichten, stimmt ganz wohl zu dem, was man über Ecks Charakter und Leben aus dem Munde von Zeitgenossen, die ihn genau beobachten konnten, weiß. Aber hat man von evangelischer Seite auch schlimme Nachrichten über das Ende eines Johann Faber, Nausea, Cochleus, Wimpina, Witzel und andrer verbreitet? Zuzugeben ist, daß es verkehrt ist, aus dem Ende eines Menschen auf die objektive Wahrheit oder Unwahrheit seines Glaubensbekenntnisses Schlüsse zu machen. Aber das, was sich aus der Betrachtung des Lebensendes des deutschen Francesco Spiera als berechtigt ergiebt, ist die Forderung der subjektiven Wahrheit der Glaubensüberzeugung, das ist die bittere Notwendigkeit, aus dem innern Zwiespalt, aus dem Stand der Doppelherzigkeit herauszukommen und zum Frieden der Glaubensgewißheit hindurchzudringen. Das ist es, was das Ende des Augustiners Hofmeister auch die katholischen Christen lehren muß. Im Tode tröstet es nicht, wenn man sich „bereden" ließ, wenn man nur der Kirche glaubte und für ihr Bekenntnis stritt, wenn man sich nicht etwa nur durch Lockungen äußerer Güter und sinnlicher Genüsse, sondern durch die höher stehenden Rücksichten auf die Einheit der Kirche, das Alter ihrer Lehre und ihrer Ordnungen, den Frieden der bisherigen Lebensgemeinschaft bewegen ließ, die Stimme der Wahrheit zum Schweigen zu bringen. Denn sie bricht doch zuletzt mit elementarer Kraft durch und läßt sich dann nicht mehr zurückstauen. Das stille Grab des unglücklichen Mannes in Günzburg predigt laut: Es ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde, welches geschieht durch Gnade (Hebr. 13, 8) oder: Ein jeglicher sei seiner Meinung gewiß (Röm. 14, 8). G B—t

Aus Luthers Trostbriefen

4. An Schwermütige

Während Luther den Trostbedürftigen immer zuerst und aufs reichste die ewige Trostquelle des Evangeliums zu erschließen bedacht ist, verschmäht er es doch nicht, mit der Darbietung des göttlichen Wortes auch Ratschläge menschlicher Vernunft, Klugheit und Lebenserfahrung zu verbinden. Das ist eben für seine aller mönchischen Weltflucht und aller pietistischen Engherzigkeit abholde, kerngesunde, christlich freie Frömmigkeit recht charakteristisch. Hier sind namentlich seine Trostschreiben an schwermütige, von Verzweiflung oder Lebensüberdruß angefochtene Personen zu erwähnen. Jenem Fürsten Joachim von Anhalt, der vielfach kränklich war, schrieb er am 26. Juni 1534:

Ich denke zuweilen, es möchte auch wohl die Melancholia und schwer Gemüt Ursach sein zu solchen Schwachheiten. Darum wollt ich E. F. G. als einen jungen Mann lieber ermahnen, immer fröhlich zu sein, zu reiten, jagen und andrer guter Gesellschaft sich fleißigen, die sich göttlich und ehrlich mit E. F. G. freuen können. Denn es ist ja die Einsamkeit oder Schwermut allen Menschen eitel Gift und Tod, sonderlich einem jungen Menschen. So hat auch Gott geboten, daß man solle fröhlich vor ihm sein, und will kein trauriges Opfer haben, wie das im Mose oft geschrieben steht und Prediger 11, 9: „Freue dich, Jüngling, in deiner Jugend, und laß dein Herz guter Dinge sein." Es glaubt niemand, was Schaden es thut, einem jungen Menschen Freude wehren und zur Einsamkeit und Schwermut weisen. E. F. G. haben Magister N. und andere mehr, mit denen seien sie fröhlich! Denn Freude und guter Mut (in Ehren und Züchten) ist die beste Arznei eines jungen Menschen, ja aller Menschen. Ich, der ich mein Leben mit Trauern und Sauersehn habe zugebracht, suche jetzt und nehme Freude an, wo ich kann. Ist doch jetzt, Gottlob, so viel Erkenntnis, daß wir mit gutem Gewissen können fröhlich sein und mit Danksagung seiner Gaben brauchen, dazu er sie geschaffen, und Wohlgefallen dran hat. Habe ichs nicht getroffen und hiemit E. F. G.

Unrecht gethan, wollen E. F. G. mir den Fehl verzeihen gnädiglich. Denn ich fürwahr denke, E. F. G. möchte zu blöde sein, fröhlich sich zu halten, als wäre es Sünde, wie mir oft geschehen und noch zuweilen geschieht. Wahr ists, Freude in Sünden ist der Teufel, aber Freude mit guten frommen Leuten in Gottesfurcht, Zucht und Ehren, obgleich ein Wort oder Zötlein (Scherz) zu viel ist, gefällt Gott wohl. E. F. G. seien nur immer fröhlich, beide, inwendig in Christo selbst, und auswendig in seinen Gaben und Gütern; er wills so haben, ist drum da, und giebt darum uns seine Güter, sie zu gebrauchen, daß wir sollen fröhlich sein und ihn loben, lieben und danken immer und ewiglich. Schwermut und Melancholia wird das Alter und andre Sache selbst wohl überflüssig bringen. Christus sorgt für uns und will uns nicht lassen. Dem befehl ich E. F. G. ewiglich. (E. A. Bd. 55, S. 54 f.)

Einer Frau von Stockhausen, deren Gemahl an tiefer Melancholie litt, schrieb Luther (am 27. November 1532 vergl. E. A. Bd. 54, S. 341), sie solle den Mann keinen Augenblick allein lassen, Einsamkeit sei ihm eitel Gift. Dann:

Wenn man aber vor ihm viel Historien, neue Zeitung und seltsam Ding redet oder lieset, schadet nicht, obs zuweilen faule oder falsche Theiding und Märlein wären von Türken, Tataren und dergleichen, ob er damit zu lachen und zu scherzen könnte erregt werden; und dann flugs drauf mit tröstlichen Sprüchen der Schrift. Was Ihr thut, so laßts nicht einsam noch still um ihn sein, daß er nicht in die Gedanken sinke. Schadet nicht, ob er darüber zornig wird. Thut, als sei es Euch leid und scheltet drum u. s. w. Bestellt es aber immer desto mehr.

An dem nämlichen Tage schrieb er an Jonas von Stockhausen: wenn er mit Ueberdruß des Lebens und Begierde des Todes angefochten werde, solle er ja nicht seinen Gedanken trauen noch folgen, sondern andre Leute hören und deren Zuspruch in sein Herz gehen lassen. Er wisse doch, daß man Gotte müsse gehorsam sein. Weil er denn gewiß sei, daß Gott ihn nicht tot haben wolle, so sollten solchem göttlichen Willen jene Gedanken weichen, die seien ihm gewiß vom Teufel ins Herz geschossen und müßten mit Gewalt ausgerissen werden. Dann:

Es war unserm Herrn Christo das Leben auch sauer und bitter, dennoch wollte er nicht sterben ohne seines Vaters Willen und floh den Tod, hielt das Leben, wo er konnte, und sprach: Mein Stündlein ist noch nicht gekommen. Und Elias, Jonas und mehr Propheten riefen und schrieen nach dem Tod vor großem Wehe und Ungeduld des Lebens, und verfluchten dazu ihre Geburt, Tag und Leben. Dennoch mußten sie leben und solchen Ueberdruß mit aller Macht und Ohnmacht tragen, bis ihr Stündlein kam. Solchen Worten und Exempeln als des heiligen Geistes Worten und Vermahnungen müßt Ihr wahrlich folgen, und die Gedanken, so Euch dawider treiben, ausspeien und auswerfen. Und obs Euch sauer und schwer zu thun ist, so laßt Euch dünken, als wäret Ihr gebunden und gefangen mit Ketten, daraus Ihr Euch wirken und würgen müßtet, daß Euch der Schweiß ausbreche. Denn des Teufels Pfeile, wenn sie so tief stecken, lassen sich nicht mit Lachen und ohne Arbeit ausziehen, sondern mit Kraft muß man sie herausreißen. Darum müßt Ihr ein Herz und Trotz fassen gegen Euch selbst und mit Zorn gegen Euch selbst sprechen: Nein, Gesell, wenn du noch so ungern lebtest, so sollst du leben und mußt mir leben, denn so wills mein Gott, so will ichs haben. Hebt euch ihr Teufelsgedanken in Abgrund der Hölle mit Sterben und Tod, hie habt ihr nichts zu schaffen u. s. w.; und die Zähne zusammengebissen wider die Gedanken und in Gottes Willen solchen harten Kopf aufgesetzt und halsstarriger und eigensinniger sich gemacht, denn kein loser Bauer oder Weib, ja härter, denn kein Amboß noch Eisen ist. Werdet Ihr Euch so angreifen und wider Euch selbst kämpfen, so wird Euch Gott gewißlich helfen. Wenn Ihr Euch aber nicht sperret noch wehret, sondern lasset die Gedanken mit aller Muße frei Euch plagen, so habt Ihr bald verloren. Aber der allerbeste über allen Rat ist, wenn Ihr nicht überall mit ihnen kämpfen möchtet, sondern könntet sie verachten und thun, als fühlt Ihr sie nicht, und gedächtet immer etwas andres und sprecht also zu ihnen: Wohlan Teufel, laß mich ungehindert, ich kann jetzt nicht deiner

Gedanken warten, ich muß reiten, fahren, essen, trinken, das oder das thun, item ich muß jetzt fröhlich sein, komm morgen wieder u. s. w.; und was Ihr sonst könntet vornehmen, spielen und dergleichen, damit Ihr solche Gedanken nur frei und wohl verachtet und von Euch weiset, auch mit groben unhöflichen Worten, als: Lieber Teufel, kommst du mir näher, so lecke mich u. s. w., ich kann dein jetzt nicht warten. — — Dazu muß und soll Euch helfen das Gebet unser und aller frommen Christen. Hiemit befehl ich Euch unserm lieben Herrn, dem einigen Heiland und echten Siegmann Jesu Christo, der wolle seinen Sieg und Triumph in Eurem Herzen behalten wider den Teufel, und uns alle durch seine Hilfe und Wunder in Euch erfreuen, das wir tröstlich hoffen und bitten, wie er uns geboten und verheißen hat.

* * *

In diesem Zusammenhange sei nur noch kurz erwähnt der inhaltreiche Brief vom 20. Juli 1528 (E. A. Bd. 54, S. 21 ff.) an einen Ungenannten, der durch Grübelei über die göttliche Versehung (Vorhersehung, Prädestination) in Verzweiflung geraten war; sowie der Trostbrief vom 11. Januar 1543 (E. A. Bd. 56, S. 44 ff.) an eine Frau, die wegen eines Lästerwortes ein böses Gewissen hatte und fürchtete, die Sünde könne ihr nie vergeben werden. O A

Der Glaube

Der Herr ist gütig und eine Feste zur Zeit der Not; und kennet die, so auf ihn trauen. Wenn die Flut überläuft, so macht er es mit derselben ein Ende.
Nahum 1, 7 f.

In der Nacht erwacht, verweilte noch mein Geist im Traumesreich, das eben er geschaut. In eine Stadt, gelegen dicht am Rand des Meeres, war ich fremd gekommen. Ich trat aus einem Hause, von einer Führerin geleitet, die mir den Ort nun zeigen wollte.

Wir gingen in der Nähe eines niedern Dammes, den hin und wieder des Meeres Wogen überspülten.

Weithin ließ meinen Blick ich schweifen, ob er des Wassers Ende wohl erspähe, doch grau und düster senkte sich der Horizont ins Meer.

Was lieget hinter diesen Meereswellen? so fragte ich.

„Unendlich dehnen sie sich aus; man kennt des Meeres Ende nicht!"

Und ihr, ihr wohnt so nahe seinen Grenzen! sagte schaudernd ich, und mein schweifend Auge blieb auf einer kleinen Insel haften, die eine Schifferhütte trug.

Schon jetzt seh ich die Wasser überfließen, warum denn schaffet ihr euch keine beßre Wehr? so rief ich aus und zeigte auf den Damm.

„Warum? Das ist wohl bald gesagt. Singt uns das Meer als Freund sein Schlummerlied, dann wehrt der Damm hier seinem Schäkern: braust donnernd es jedoch als Feind das Zorneslied, dann müßte jener Felsen dort, auf dem du unsre Kirche stehen siehst, sich ihm entgegenstellen, in langer Kette eng gepaart mit Seinesgleichen: bei Sturmestoben hilft nicht Menschenwerk!"

Ich dachte grausend an des Meeres Zorn, und meine Führerin schien die Gedanken wohl von meinen Zügen abzulesen. Erzählend fuhr sie fort:

„Dann solltest sehen du der turmeshohen Wellen Wucht, des finsteren Gewölkes rasend Jagen und — der Verzweiflung Angst in unsrer Stadt!"

Und wie entgeht dem Tode ihr?

„Wer ihm entgeht, hat dort sich hin gerettet!"

Mein Auge folgte ihrem Wink und sah den Fels mit seinem Gotteshaus.

Wie denn aber jene Hütte, die da drüben inmitten der sie jetzt umschmeichelnden Gewässer auf der kleinen Insel steht? fragt staunend ich.

„Dort wohnt ein Greis, und kommt die Sturmflut, siehet man ihn betend seine Hände aus gen Himmel strecken. Weder Abgrundstiefen noch auch Wolkenhöhen der wilden Wogen vermögen wankend ihn zu machen. Fest verharret er in dem Gebet, bis dann der Sonne Rettungsstrahl durchbricht die Finsternis; und auf ihn fällt ihr Strahl zuerst.

Wir nennen ihn den Glauben!" — — —

— „Wir nennen ihn den Glauben!" Das hallte nach in meinem Geist, als das Erwachen mich aus jener Stadt entführte.
A P

Verschiedenes

(Zur größeren Ehre Gottes) verunglimpfen gewisse kirchliche Blätter unaufhörlich unsre moderne theologische Wissenschaft als die Werkstatt des Unglaubens. So schreibt in Nr. 14 die Hannoversche Pastoral-Korrespondenz: „Ein neues Fündlein liefert Professor Harnack in Betreff des heiligen Abendmahls. Nach dem Rheinisch-lutherischen Wochenblatt [!] hat er daraus, daß nach Justinus Martyr der Wein mit Wasser vermischt wurde, wie es die Alten ja immer thaten, die Anschauung gewonnen, der Herr hat überhaupt nur das Essen und Trinken heiligen wollen." Solchen Unsinn schreibt ein Blatt von dem andern ab, ohne auch nur seine Gelehrten zu befragen; vermutlich wird das nun „zur größeren Ehre Gottes" die Runde machen.

Dem Reichsboten (Nr. 159) giebt die für den Oktober geplante Einrichtung wissenschaftlicher Ferienkurse für Geistliche, zunächst in Berlin, Gelegenheit zu folgendem Ausfall:

„Wir würden diesem Vorschlage freudig zustimmen können, wenn unsre akademische Theologie eine andre wäre; aber was kann es dem Geistlichen für sein Amt nützen, wenn er die Vorlesungen dieser das ganze Christentum zersetzenden und in seinen Grundlagen negirenden Theologie hört, und wenn er aus diesen Ferienkursen mit einem Kopf voll Zweifeln, einem Herzen voll Unruhe und einem Gewissen voll Beängstigungen zu seinem Berufe und seiner Kanzel zurückkehrt? Unter den jetzigen Umständen würde diese Einrichtung wahrscheinlich nur zu einer weitern Ausbreitung der modernen negativen Theologie in den Kreisen der Geistlichkeit dienen."

Und dieser Standpunkt giebt sich nun für „gläubig" aus! Wie viel muß wohl der Glaube der Pastoren wert sein, zu dessen Bestand der Reichsbote ein so geringes Zutrauen hat? Wir loben uns den Glauben, der durch alle Berührung auch mit der kritischen Wissenschaft (und alle Wissenschaft ist kritisch) nicht erschüttert, sondern gestählt wird, nach der Verheißung Röm. 8, 28. Ueber den Plan selbst möchten wir kein Urteil aussprechen; der Versuch ist wert, gemacht zu werden. Geistliche, die sich in der Einsamkeit und Enthaltung ihres Amtslebens Sinn und Sehnsucht für die Wissenschaft erhalten haben, werden durch solche Kurse gewiß eine Erquickung und Förderung erfahren, die ihnen zu gönnen ist; andre werden sich hoffentlich nicht melden. Könnte die Kluft, die in der That vielfach zwischen der rastlos fortschreitenden Arbeit unsrer Dozenten und den allein vom praktischen Bedürfnis bestimmten Ueberzeugungen weiter Pastoren- und Gemeindekreise in der That besteht, die zu erhalten und zu erweitern Blätter wie der Reichsbote sich zur heiligen Lebensaufgabe gemacht haben, durch die Neuerung auch nur ein wenig überbrückt werden, so würden wir sie segnen. R

(Ein unterdrücktes Referat) Unter dieser Ueberschrift schreibt das Korrespondenzblatt zur Bekämpfung der öffentlichen Sittenlosigkeit in Nr. 7:

„Auf der preußischen Generalsynode wurde bekanntlich am 7. Dezember 1891 die Sittlichkeitsfrage behandelt. Pastor D. von Bodelschwingh hatte es übernommen, die hier nötige Liebesarbeit der Kirche zu behandeln. Leider erkrankte er. Doch hatte er sein Referat auf Grund eines reichen Materials ausgearbeitet. Einer seiner Freunde hatte es übernommen, es zu verlesen. Leider kam es auch dazu nicht. Alles war damals von Opportunitätsrücksichten erfüllt und man fürchtete vielleicht, ein klares, offnes Wort könnte leicht schaden. Darum beschloß die Majorität, jede weitre Besprechung von vornherein abzuschneiden. Nun hat D. von Bodelschwingh sein unterdrücktes Referat herausgegeben unter dem Titel: Die Aufgaben der Barmherzigkeit, welche der Kirche bei dem durch den Staat übernommenen Kampfe gegen die Unsittlichkeit zufallen.

Das Schriftchen ist uns bisher nicht zugegangen; vorstehender Hinweis wird manchem unsrer Leser von Werte sein. Auch der Zentralausschuß für innere Mission hat zur selben Sache ein Promemoria ausgegeben über § 180 des Gesetzentwurfs vom 29. Februar 1892 unter dem Titel: Die Lokalisirung der Prostitution. Wir raten dringend, sich die Denkschrift vom Bureau zu erbitten (Berlin W., Genthinerstr. 38); eine Aufklärung und Agitation in dieser Richtung ist ebenso eilig wie notwendig. R

(Verborgne Tiefen) Eine Geschichte grausamen Unrechts von F. M. F. Skene. Mit einer Einleitung von W. Shephard Allen, M. P. Selbstverlag der Allgemeinen Konferenz der deutschen Sittlichkeitsvereine, Berlin. 2 Mark.

Dieser spannende Roman stützt sich auf Thatsachen, die die Verfasserin zum Teil selbst erlebt hat. Dadurch gewinnt die lebendige Schilderung der begabten Erzählerin an fesselnder Anschaulichkeit und erschütternder Kraft. Shepherd Allen hat das Buch eingeleitet und die Aufdeckung der „Verborgnen Tiefen" als die wahre Liebe, als rechte Abwehr des „grausamen Unrechts" gepriesen, das „unnennbar viele Tausende, eine Menge, die niemand zählen kann, einst heiter und lieblich, glücklich und fröhlich, in der Unschuld ihres jungen Lebens dahingestreckt und hoffnungslos und verzweifelnd in ein frühzeitiges Grab getrieben."

Die gleiche Auffassung von dem veredelnden, rettenden Werte eines solchen Romans mag die Allgemeine Konferenz der deutschen Sittlichkeitsvereine bewogen haben, die Uebersetzung des Werkes in ihren Selbstverlag zu nehmen. Gleichwohl tragen wir Bedenken, seine Verbreitung zu empfehlen. Gewiß, veritas est maior charitas, aber die höchste und wichtigste Aufgabe der christlichen Liebe besteht unsers Erachtens nicht darin, grausames Unrecht und hoffnungslose Verzweiflung darzustellen und durch solche Schilderung andre abzuschrecken, vielleicht auch den einen oder andern zum Wirken dagegen zu bestimmen, sondern darin, sich der Gefallenen in suchender, rettender Liebe anzunehmen, alle aber, die noch nicht gefallen, zu lebendigen, christlichen Persönlichkeiten zu erziehen, die in der Gemeinschaft Jesu Christi, in allem Wirken von seinem Geist getrieben, die Kraft erlangen, die Sünde zu fliehen und auch andre zur Gotteskindschaft zu führen. Diese Aufgabe wird freilich in diesem Leben nie ganz erfüllt werden, die christliche Persönlichkeit bleibt allzeit im Werden begriffen, aber für ihre Erziehung dünkt uns die mit der Verbreitung jenes Romans erstrebte Methode am wenigsten glücklich. Ohne Frage werden Gebilde der Kunst, Werke der Dichtung zur Erziehung und Veredlung der sittlichen Persönlichkeit beitragen — kein Unbefangner wird dies in Abrede stellen wollen —, solche aber, die in ihren Darstellungen das Gute im Reflex des Bösen zeigen und in erster Linie dadurch bilden wollen, werden ihren Zweck in Wahrheit kaum erreichen.

Wenn es dem vorliegenden Roman ferner zur Empfehlung gereichen möchte, daß er manches Beachtenswerte auf dem Gebiete des Magdalenenwesens sowohl zur Charakteristik der Gefallenen im allgemeinen als auch besonders für die Rettungsarbeiten an ihnen bietet, so sind solche Ausführungen und Winke gewiß dankenswert, wir würden es aber für zweckentsprechender und angemessener halten, wenn sie von ihrer Einkleidung in eine romanhafte Geschichte befreit wären. A

(Das Pfarrhaus in Glen Clunie) Von Eglanton Thorne. Autorisirte Uebersetzung von Marie Morgenstern. Bremen, Heinsius Nachf., 1892. 3 Mark.

Je mehr wir Bedenken tragen, die Verbreitung von F. M. F. Skenes oben besprochnen „Verborgenen Tiefen“ zu empfehlen und zu wünschen, um so mehr begrüßen wir die anspruchslose Erzählung von Eglanton Thorne, die wir ohne Bedenken in die Hand der herangewachsenen Jugend wie der Lesenden überhaupt legen möchten. Hier regen nicht erschütternde Szenen den Leser auf, kein Sturm wilderregter Leidenschaft stört die fein entwickelte Handlung, die sich um das friedliche Pfarrhaus in Glen Clunie gruppirt; und doch kommt auch in dieser Erzählung die Geschichte des menschlichen Herzens, dessen schönste Hoffnungen sich hier erfüllen, dessen heiße Wünsche dort ungestillt bleiben zu ergreifender Darstellung. Die sympathische, liebevolle Charakterzeichnung bewegt uns zu inniger Teilnahme an dem Geschick der beiden Töchter des ergrauten Pfarrers, von denen die ältere nach langem Harren in gottergebner Geduld den Geliebten heiraten darf, mit dem sie einst im Hospital zu London im Wirken barmherziger Liebe sich zusammenfand. Die jüngere Tochter Mira muß die Untreue dessen, der ihr ewige Treue gelobt, erfahren; dieser Schmerz läßt sie langsam dahinsinken, dem Treulosen vergebend und der Herrlichkeit einer freudenreichren Zukunft entgegenharrend. — Die Uebersetzung der durch die deutschen Uebertragungen von Emmy Marshalls geistesverwandten Schriften bekannte Marie Morgenstern verdient Lob und dankende Anerkennung; etliche Ungenauigkeiten scheinen auf die Rechnung des Druckers zu kommen. A

(Die Bremer Schulbibel) wird, wie wir erfahren, 1893 noch nicht erscheinen können. Zur Zeit sind den Bearbeitern die Druckbogen der revidirten Lutherbibel zur Eintragung ihrer definitiven Kürzungs- und Aenderungsvorschläge zugegangen. Ferner ist Nr. 29, Spalte 652 dahin zu berichtigen, daß die Bremer Kommission unter dem Vorsitze der Herren Missionsinspektor Zahn und Schulvorsteher Habenicht tagt und daß Herr Pfarrer Zauleck Schriftführer ist. D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Gleichzeitig wird ausgegeben Nr. 31 der „Chronik der Christlichen Welt“

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Predigerstochter (Waise) i. mittl. Jahr., musik., v. angen. Wes. u. Aeuß., befäh. ein. bess. Haush. i. jed. Hinsicht vorzust., sow. d. Erzieh. jüng. Kind. z. leit., sucht auf sogl. od. spät. geeign. Stellung. Gehalt Nebensache. Sehr g. Empfehl. z. Verfüg. Off. u. H. 200 d. d. Verl. d. Christl. Welt erb.

Für die **Apotheke der Brüdergemeine zu Niesky** bei Görlitz suche zum 1. Oktober einen **Lehrling.**
B. Neuschütz, Verwalter.

Verlag der Dürr'schen Buchhandlung
Leipzig, Querstraße 14.

Die deutschen Reichsgesetze in Bezug auf Kirche, Religion u. Geistlichkeit. Für Geistliche und Religionsdiener, unter Benutzung der ergangenen Reichsgerichts-Entscheidungen zum praktischen Gebrauch bearbeitet von J. Bauer, Rechtsgelehrter.
Preis Mark **1,80.**

M. Bernhard's Biblische Konkordanz, 7. Aufl. mit kasualem Textverzeichnis u. Allgemeinem Spruchregister. Preis brosch. **6 Mark.**

Anstalt für Glasmalerei
und
Werkstätten für kirchliche Kunst.
{Gegründet 1869.}

Paul Gerhard Heinersdorff & Co.,
Berlin W., Friedrich-Straße 46.

Empfohlen von hohen geistlichen und weltlichen Behörden und prämiirt auf allen beschickten Ausstellungen.

✝ 1. Kirchenfenster. ✝

In meiner Anstalt für Glasmalerei, aus welcher z. Z. schon über 2000 Fenster hervorgegangen sind, werden einfache Kirchenverglasungen, sowie auch Fenster in Teppichmalerei **bis zur reichsten Ausführung mit figürlichen Szenen, streng künstlerisch, zu billigsten** Preisen hergestellt, so **daß selbst ärmere Gemeinden** diesen herrlichen wirkungsvollen Schmuck nicht mehr zu entbehren brauchen. Die Besichtigung meiner Anstalt, in der z. Z. 50 Menschen beschäftigt sind, wird gern gestattet. Kostenanschläge, Farbenskizzen und Kartons **ohne** Berechnung und **franko.**

✝ 2. Altarbilder ✝

nebst **Altaraufsätzen** in stilvollen gothischen und romanischen Formen zur Aufnahme meiner Altarbilder. Diese letzteren sind **streng künstlerisch durchgeführte Oelgemälde,** Kopien berühmter Meisterwerke, von 150—400—600 Mark. Photographieen derselben **franko.** Meine Altarbilder brauchen **nur dann** behalten zu werden, **wenn sie den vollen und ungeteilten Beifall** der Besteller finden.

✝ 3. Ausmalung von Kirchen ✝

durch unsere bewährten Künstler. Stilvoller Anstrich des Kirchenschiffe, reichere Ausmalung der Decken und besonders reiche Ausmalung des Altarraums. Farbenskizzen stelle zur Disposition.

✝ 4. Altäre und Kanzeln ✝

in einfacherer und reicherer Ausführung.

Ausarbeitung von Kostenanschlägen und Zeichnungen zu vollständigen Kircheneinrichtungen in streng einheitlichem goth. oder roman. Stil.

✝ 5. Kirchenkronleuchter ✝

in allen Größen und **sämtliche vasa sacra in Silber und auch Alfénide, Altarleuchter und Crucifixe** u. s. w. **Billigste** Preise bei **nur streng stilgerechten** Formen.

✝ 6. Altarbekleidungen ✝

in Tuch, Plüsch und Sammt mit stilvollen Kirchenborten u. Stickereien.

Zeichnungen und Proben gratis und franko.

Soeben ist erschienen:

Grundriß der theologischen Wissenschaften

— Zweite Abteilung. —

Kirchengeschichte

Von

D. K. Müller,

Professor der evangelischen Theologie in Breslau

(In zwei Bänden.)

Erster Band.

8. (XXII. 636 S.) **Mk. 9.50.** Geb. **Mk. 10.50**

Akademische Verlagsbuchhandlung
von **J. C. B. Mohr**
(Paul Siebeck) in Freiburg i. B.

Soeben erschien und bitte zu verlangen:

Theolog. Antiq. Catalog 10
Hermann Wolter, Anklam.

Predigtamtskanditat
der Seminarskurs. vollendet hat, sucht Stelle als Vikar oder Hauslehrer. Gefl. Offerten unter **F. K. 67** an die Expedition dieses Blattes.

Verlag von **Fr. Wilh. Grunow** in **Leipzig**
Jonas Briccius. Erzählung von Margarethe von Bülow. Broschirt ℳ 4.— in Leinwand ℳ 5.25, in Halbfranz geb. ℳ 6.50.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu je eine Beilage vom Internationalen Verein zur Bekämpfung des Alkoholgenusses und von Gustav Schloessmann in Gotha